

acg. 111533

Nummer 1 5. Januar 1939

48. Jahrgang Preis 20 Pfennig
Copyright 1939 by Deutscher Verlag, Berlin

Berliner Mittwochliche Zeitung



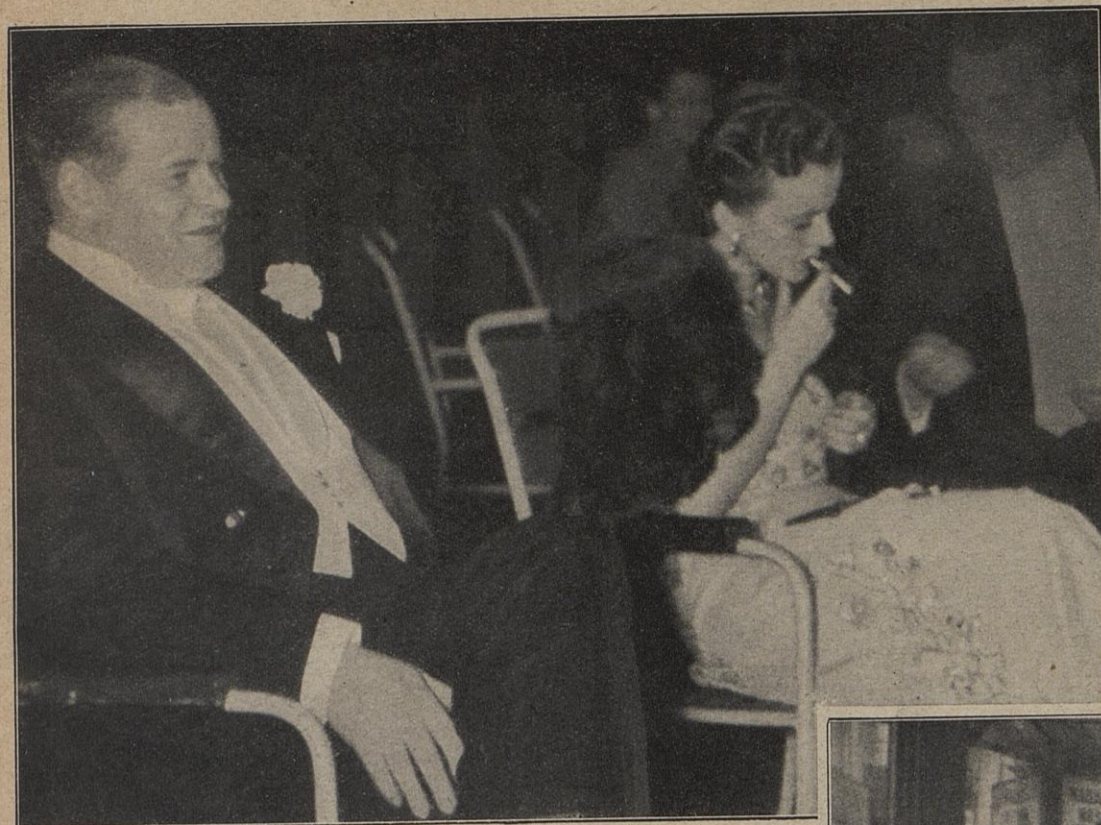
Freuden eines schneereichen Winters.

Hanns Hubmann

In der Drehpause: Eine fröhliche Schlittenfahrt.

Die junge Dame aus dem Jahre 1939 (Carola Höhn) hat zwei junge Damen aus dem Jahre 1869 (Angela Salkofer und Elisabeth Wendt, Darstellerinnen des Films „Die Hochzeitsreise“) zu einer flotten Fahrt den Mettlerberg hinunter eingeladen.

F. B. 417



Einer der reichsten Juden Rumäniens: Metallkönig Ausschnitt. Vor 60 Jahren wanderte sein Vater aus Galizien ein, wurde Gepächträger und Händler in Altmetall. Wenige Jahre darauf war er Militärlieferant und hinterließ seinem Sohn eine Million Lei in Gold. Durch Börsenmanöver gelang es dem Sohn, sich die ganze Metallindustrie des Landes zu unterwerfen. Ein Beispiel für sehr viele: In Rumänien geht es den Juden ausgezeichnet.



„Kommt herüber nach Rumänien, hier lebt es sich wie in Abrahams Schoß“ rufen die Juden Rumäniens den Juden Polens zu. Aus der Tageszeitung „Borunca vremii“.



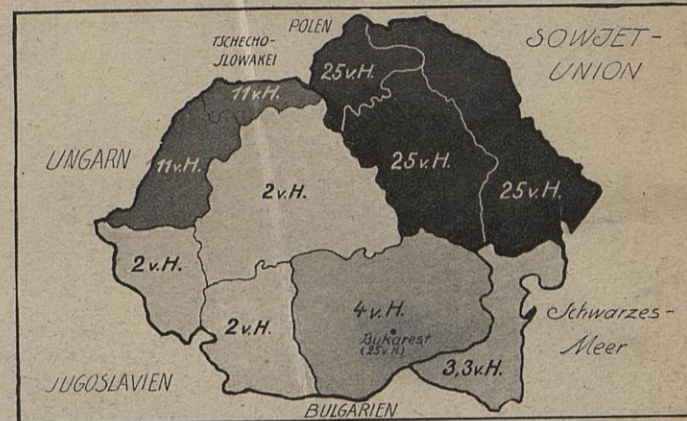
63 Prozent der rumänischen Textilindustrie ist jüdisch, und fast alle Stoffläden gehören Juden.

Am letzten Jahrhundert hat sich das Judentum in Rumänien verwanzigt. Obwohl Volk und Staat immer wieder versucht haben, den Einfluß dieser Fremdlinge durch Aufenthalts- und Besitzbeschränkungen, Ausweisungen und zahlreiche Prognome einzudämmen, ging der Abwehrkampf verloren. Dem Judentum gelang es in entscheidenden Phasen des Kampfes sogar, die Intervention von Großmächten herbeizuführen.

Das Welt-Problem: Die Juden

II. In Rumänien

Aufnahmen unseres nach Rumänien entsandten Sonderberichterstatters Hanns Hubmann



Die Verteilung der Juden über Rumänien.



Juden, die sich vor der Polizei in acht nehmen müssen: Die ganz kleinen Händler.

In den Straßen der Hauptstadt trifft man immer wieder fliegende Händler, die meist keine Aufenthalt- und Handelsgenehmigung haben. Sie bieten klüftend Ware aus alten Koffern an, blinzeln vorsichtig zur Seite, ob sich ein Polizist nähert. Blüßschnell ist dann der Koffer mit Wäsche und Halstüchern zugeklappt. 100 Meter weiter wird der fliegende Laden neu eröffnet.

So kam er gestern aus Galizien...

... heute ist er schon Truß-König!



Fast alle Cafés sind in jüdischem Besitz,

und in jedem Café verbietet ein Schild politische Gespräche... denn den Juden liegt nichts an einer Kritik der bestehenden Verhältnisse, es geht ihnen gut.



Geschäftsstraßen — ganz jüdisch.

Die Calea Vipsani ist Buzarets „Leipziger Straße“. Hier sind die meisten Geschäfte jüdisch. Ihre Besitzer tarnen sich mit Reklame-Namen. In der Hauptstraße Calea Victoriei sind 80 Prozent der Geschäfte jüdisch, fünf gehören den Winderheiten und der Rest den Rumänen.

Eine interessante Tabelle: Die Verteilung des rumänischen Volkseinkommens: Die einzigen Profitmacher von 1927-36: Die Juden.

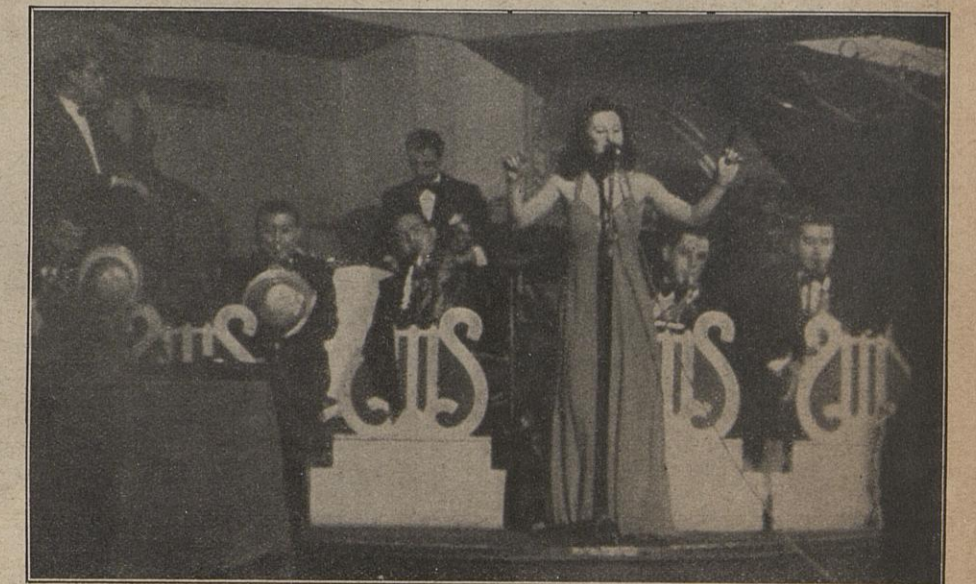
Jahr	Gesamtsumme in Milliard. Lei	Rumänen	christl. Minderheiten	Juden	Fremde
1927	210	75	30	99	6
1928	195	73	25	92	5
1929	173	60	22	87	4
1930	147	43	20	82	2
1931	131	29	17	83	2
1932	123	27	14	80	2
1933	127	28	15	81	3
1934	136	29	16	88	3
1935	145	31	18	92	4
1936	160	54	20	101	5



Die alte wohlbekannte jüdische Methode: Politische Bege im Kabarett. Semmungslos wird hier gegen fremde Völker und deren Staatsoberhäupter gewißelt.



Die Satire behauptet: Rumänien wird von fremdcräftigen Rhythmen überflutet.



Die Wirklichkeit beweist:

Besitzer, Musiker, Kellner, Mäxer, Sängerin: alles jüdisch. In Buzarest bilden die Juden ein Viertel der Gesamtbevölkerung. Sie führen auf dem ganzen Geldmarkt, im Außenhandel, in den freien Berufen und in der Industrie. Die Zahl der jüdischen Einwohner Rumäniens wird auf 1,9 Millionen, das heißt ein Neuntel der Gesamtbevölkerung des Landes, geschätzt.



Eine der reizvollsten Operetten, reizvoller denn je:
Die neue „Luftige Witwe“.

Franz Lehár, der Komponist der weltberühmten Meisteroperette, hat sein Werk mit neuen Melodien geschmückt. Generalintendant Wilhelm Kade vom Deutschen Opernhaus in Berlin, Margret Pfahl (die Darstellerin der „Luftigen Witwe“) und Eduard Kandi gratulieren dem Komponisten.



„Ich bin eine anständige Frau...“

Mimi Shorp singt in der festlichen Erstaufführung der neuen „Luftigen Witwe“ das weltbekannte Lied der Valencienne und führt in wirbelndem „Cancan“ die Riesenschar der Pariser Crisfetten über die Bühne des Deutschen Opernhauses.

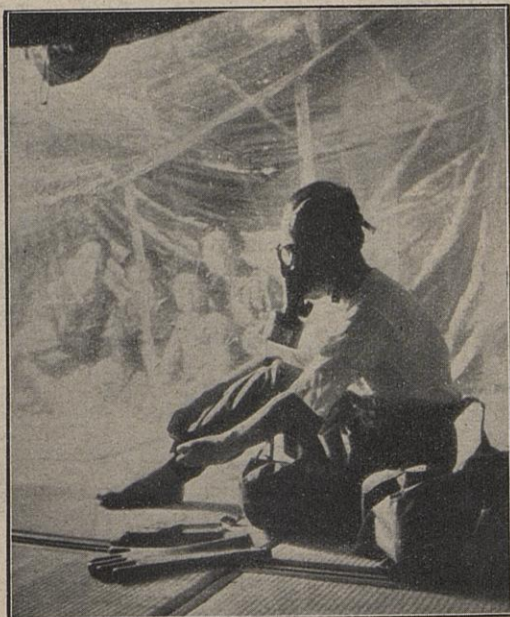


Luftschug über und unter der Erde.

England: In Reih und Glied...

Schülerinnen einer englischen Mädchenschule in bomben- und gasficheren Unterständen, die der Schulleiter mit elektrischem Licht, fließendem Wasser und — einer Bibliothek unter dem Rasen des Schulgartens hat einrichten lassen.

Weltbild, Kosmos



Japan: ... Die Haut gegen den Tod.

Vor überraschenden Giftgasangriffen geschützt, hocken Mutter und Kinder bei einer Luftschugübung in Tokio geborgen unter einer neuartigen Schutzhülle, einem Delfeidenzelt, während der Vater seine Gasmaste zurechtlegt, um seinen Selberdienst auf der Straße versehen zu können.

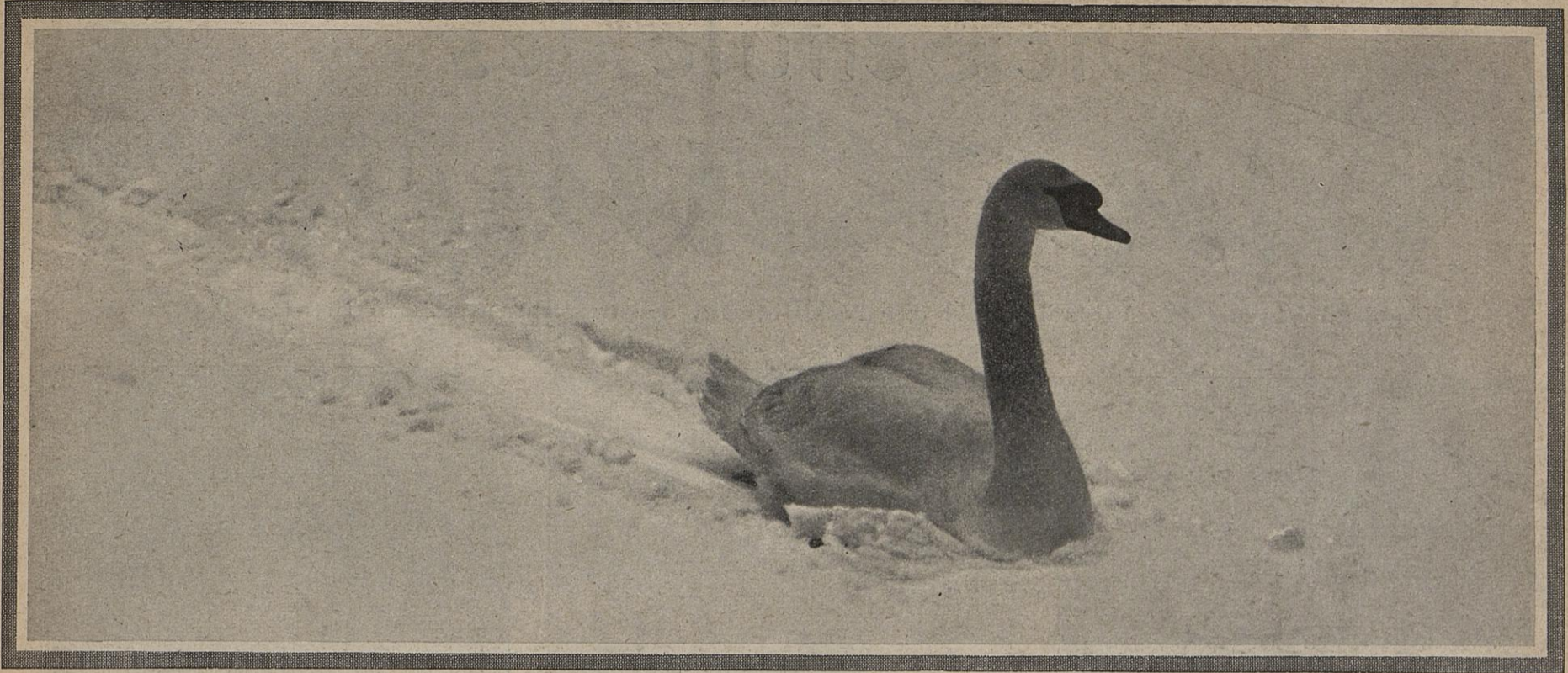


Garderobenfrauen — wie sie in die Operette gehören:

Sedi und Margot Höpfner.

Eine Tanzszene von vielen, die den prunkvollen Rahmen der Operette (Ausstattung: Professor v. Arent) bunt und temperamentvoll füllen.

Hanns Hubmann (2), Römer (1)



Ein „Wasserflugzeug“ landet auf dem... Eis.

Winterliches Zwischenpiel auf einem zugefrorenen Parkweiher in London: Ein Schwan, gewöhnt an Wasserlandungen, muß eine Notlandung auf dem Eis versuchen. Die Bremspuren sind noch im Schnee sichtbar.



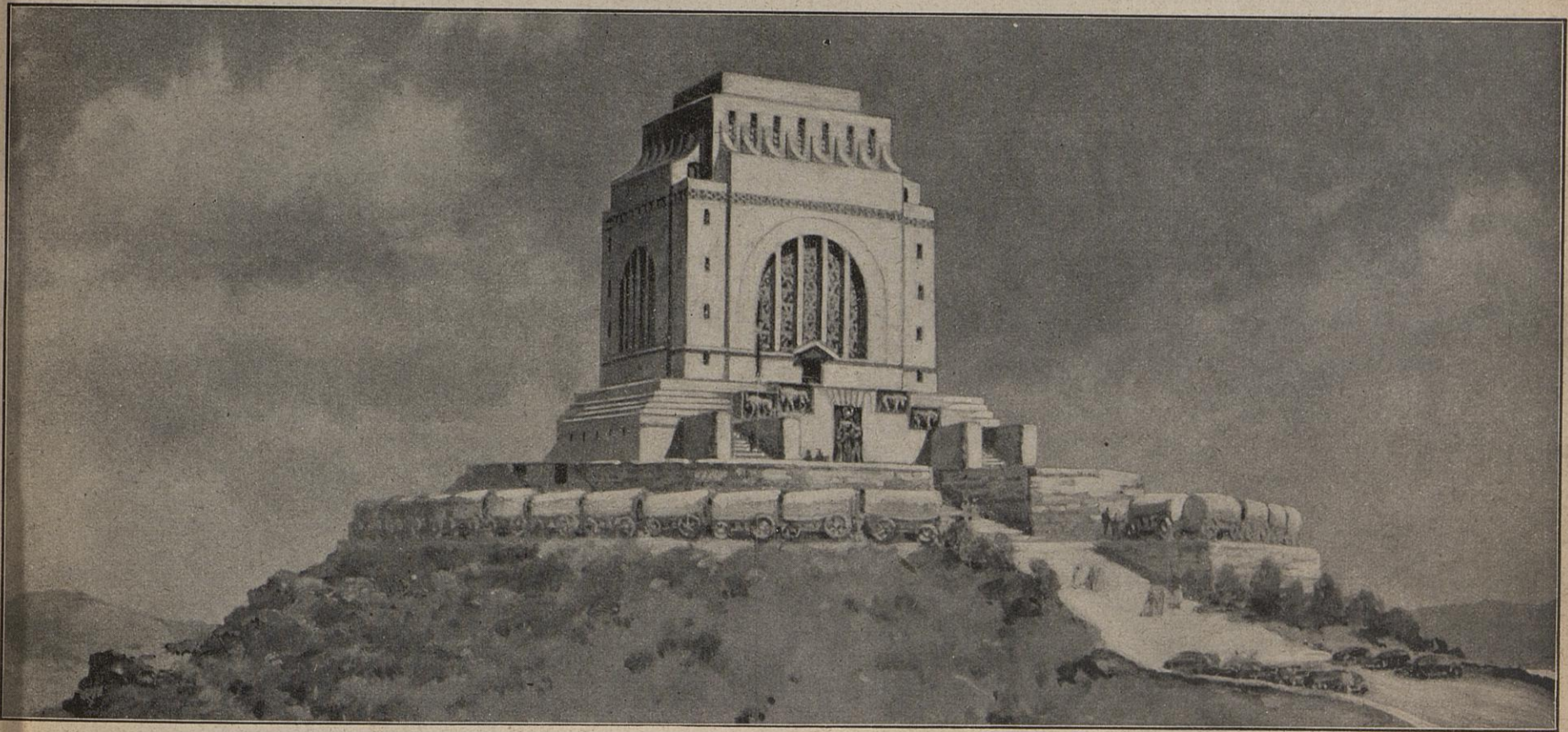
Hunger- schrei im Schnee

Arbeit oder Brot...
forderten englische Arbeitslose in den Straßen Londons. Sie legten sich in den Schnee bis...



... Bobbies erschienen.

Die Polizei mußte gewaltsam diese Vertreter von 1,8 Millionen englischen Arbeitslosen abführen.



Ein Gelöbnis nach 100 Jahren erfüllt:

Was die Buren bei ihrer großen Wanderung versprochen, wird Wirklichkeit...

Auf einer Höhe bei Pretoria wurde der Grundstein gelegt zu einem Monument der Erinnerung an den großen Zug der Buren, die, um der englischen Herrschaft am Kap zu entgehen, nach Norden ins Innere zogen und die Burenrepubliken gründeten. Eine Wagenburg von Ochsenkarren wird die 30 Meter hohe Gedächtnishalle umgeben. Auf dem Sarkophag des Führers der Boortrekker steht die Inschrift „Wir für dich — Südafrika!“ Zeichnung: Turner, Aufnahmen: Weltbild (2)

Die Schule des Nah-Kampfes

Ein Bericht von der Vielseitigkeit der Ausbildung, die den Infanteristen in allen Lagen zum Beherrscher des Schlachtfeldes macht



Mann gegen Mann im Trichterfeld

In 15 Meter Entfernung:
Der Feind!

Der Angreifer hat sich bis dicht an den Gegner herangearbeitet. Blichschnell muß er jetzt handeln, um den Feind aus der Deckung zu zwingen. Er greift zur Handgranate, zieht ab und ...



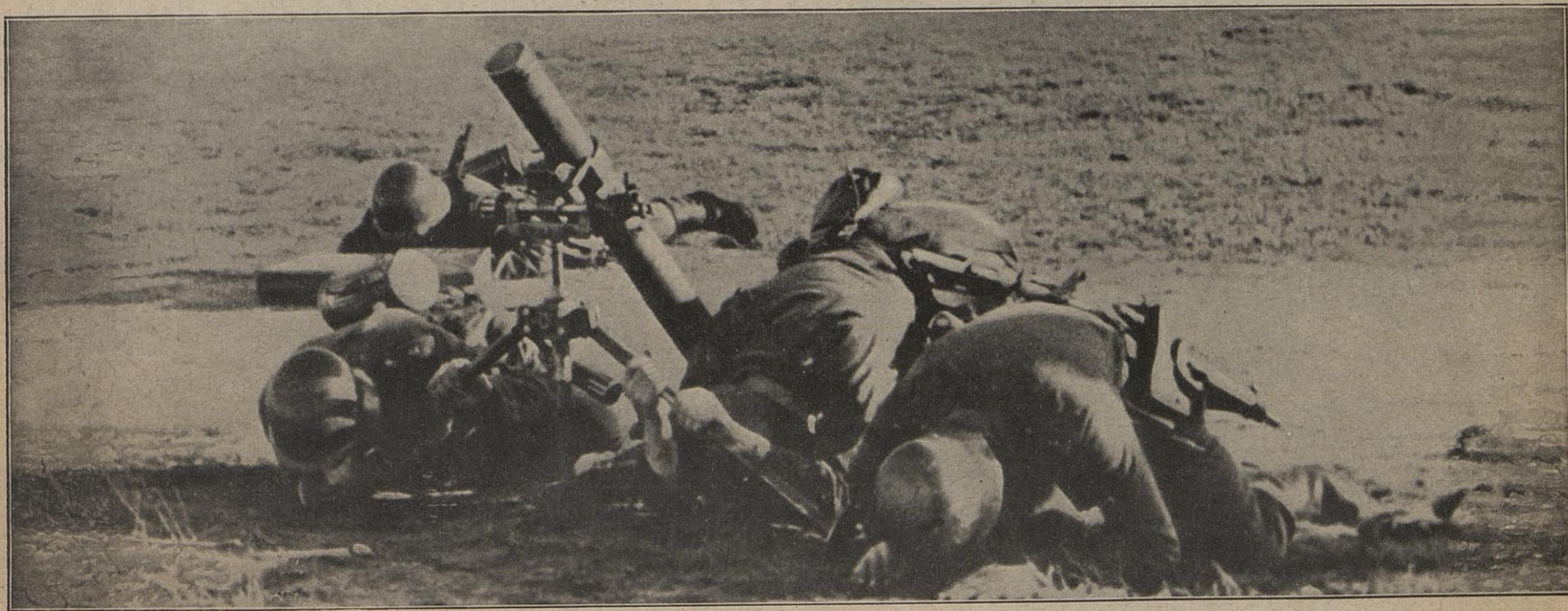
... in hohem Bogen fliegt die
Handgranate

zum feindlichen Trichter, wo der Gegner in volle Deckung gegangen ist. Noch ehe die Granate im Ziel liegt, wird sich der Angreifer wieder an den Trichterrand werfen, das Gewehr an die Backe reißen und den Blick zum Feind richten.



Jetzt wird der Feind zum Ziel!

Die herankommende Handgranate würde den Gegner zerfetzen. Er rollt sich schnell aus dem Trichter, um dem todbringenden Wurf zu entgehen. Darauf wartet der schußbereite Angreifer. Beim ersten Auftauchen des Feindes zieht er ab — ein Gegner ist außer Gefecht gesetzt!

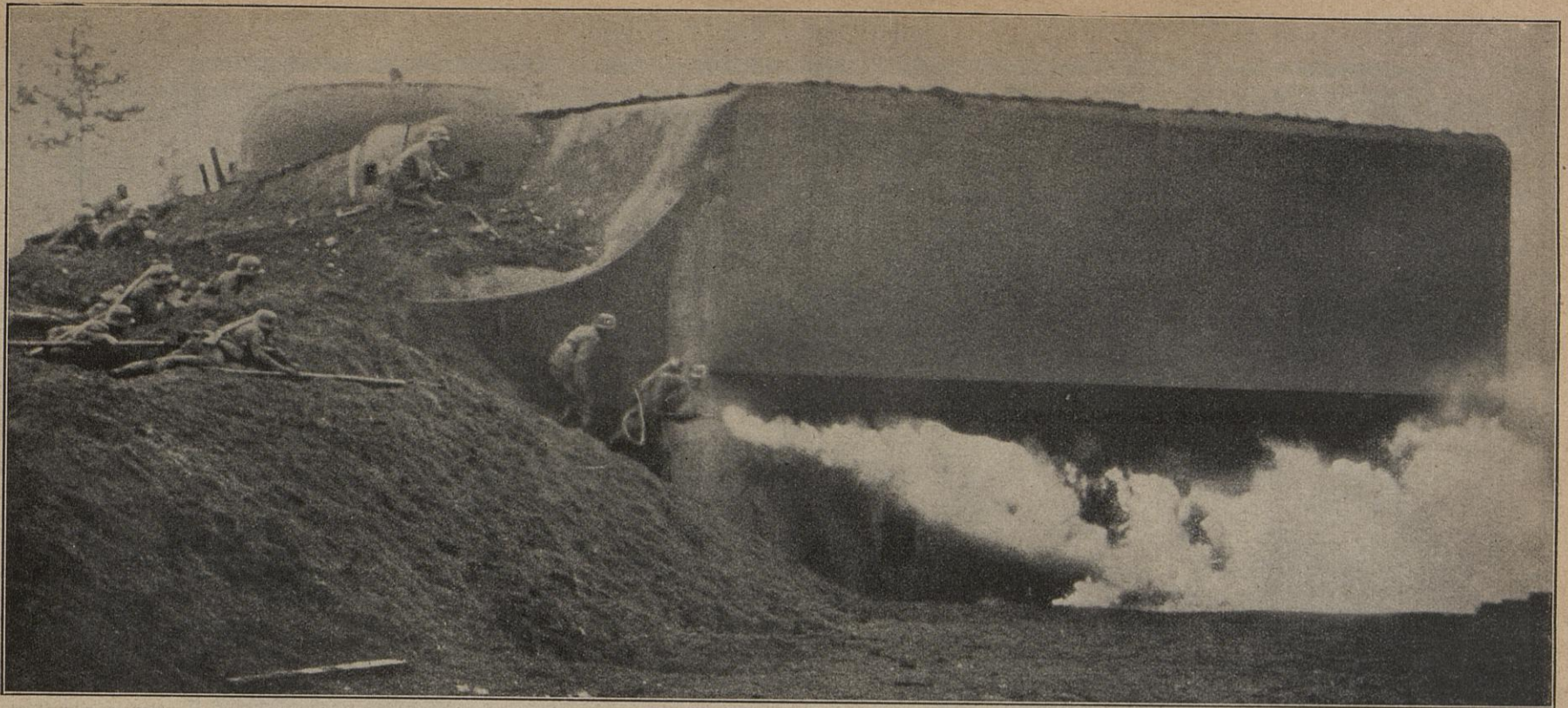


„Fertig!“ — „Feuer frei!“

Born kam der Angriff des Sturmtrupps an dem zähen Widerstand eines MG-Nestes zum Stehen. Dieser Widerstand muß durch einen schweren Granatwerfer gebrochen werden, der aus der Deckung heraus den Gegner in hohem Steilfeuer indirekt beschießt. Ein Befehl fliegt zurück zum Granatwerfer, die Entfernung wird eingestellt.

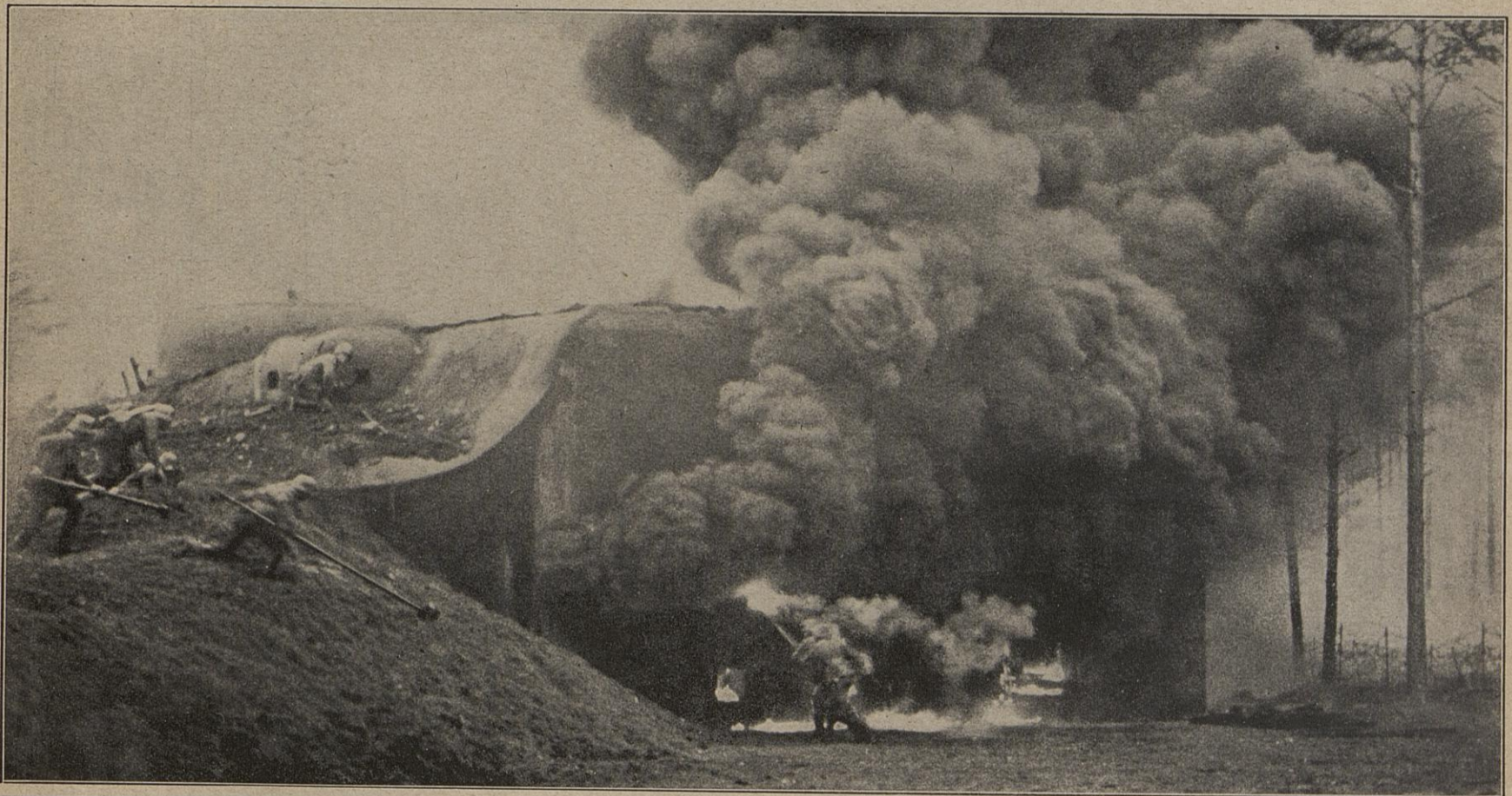
Ein Helfer im Nahkampfi

Kommando: „Laden!“ Schütze 2 hält die Granate in die Rohrmündung, der Richtschütze überprüft noch einmal die Einstellung und meldet „Fertig!“ — „Feuer frei!“ Der Ladeschütze läßt die Granate in das Rohr fallen, wirft sich mit den anderen Schützen auf die Stützen des Granatwerfers, um ihn festzuhalten, und die Granate fliegt aus dem Rohr.



**Flammenwerfer
räumen die Bunker**

Ein Flammenstrahl schießt die Bunker-Scharten entlang, das feindliche Feuer verstummt im beißenden Qualm . . . Die Kuppeln des Bunkers sind schon außer Gefecht gesetzt. Doch aus den Scharten an den Flanken peitscht noch immer feindliches Feuer. Jetzt ist der Moment für den Pionierstotrupp mit Flammenwerfern gekommen. Im toten Winkel arbeitet sich der Trupp bis dicht an die Flanken heran, dann schießt der Flammenwerfer seine Waffe ab. Rauch und blendende Helligkeit zwingen die Bunkerbesatzung, einen Augenblick lang die Scharten zu schließen. Das ist das Zeichen, den Angriff weiter vorzutragen.



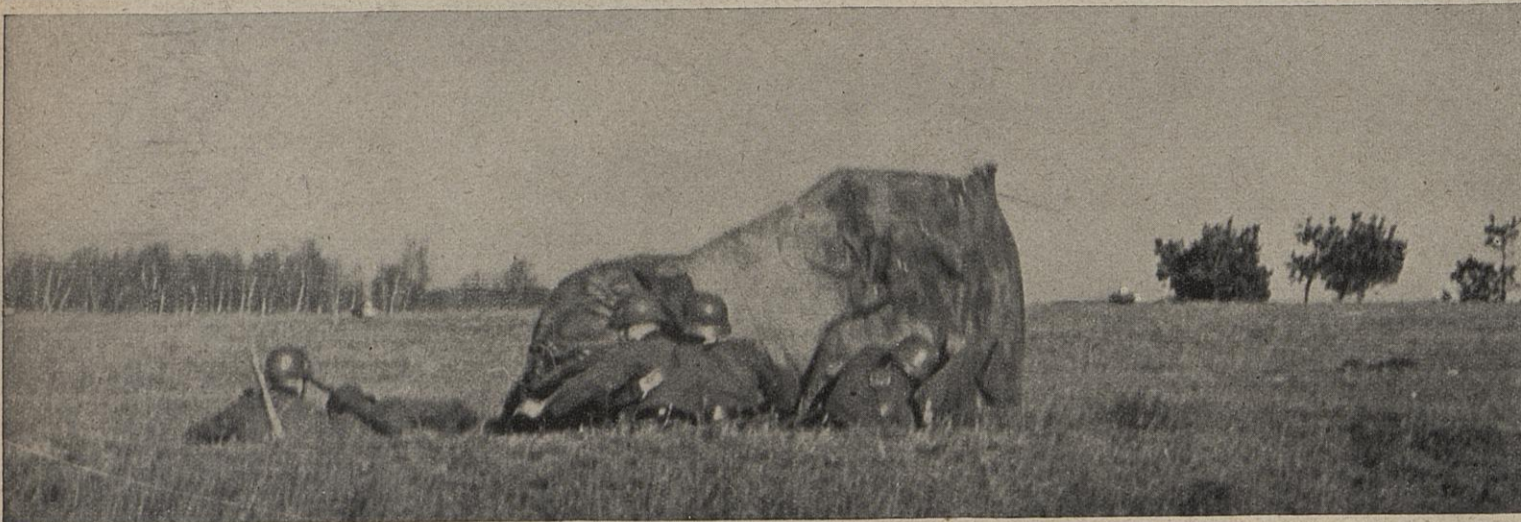
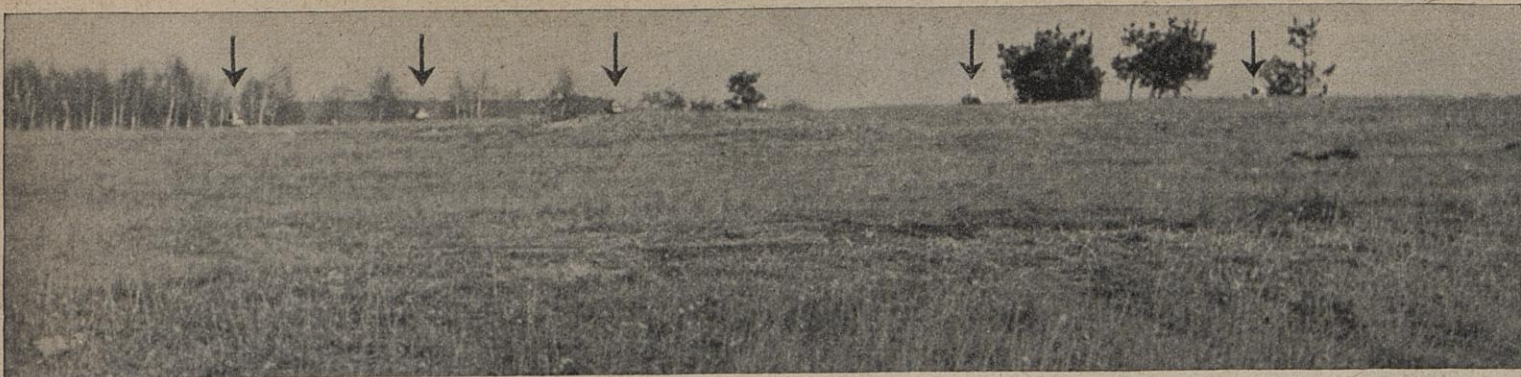
Der Sprengtrupp vollendet die Arbeit des Flammenwerfers. Der glühende Strahl ist jetzt auf die geschlossenen Scharten gerichtet, der Feind kann sie nicht mehr öffnen. Das nützt der Sprengtrupp aus, eilt mit den Sprengladungen, die an langen Stangen befestigt sind, vor die geschlossenen Klappen. Dort wird die Ladung entzündet, und eine gewaltige Explosion reißt die Scharten auf. Der Weg zum Herzen des Bunkers ist freigelegt!

Nahkampf — ohne Waffe!

Ein Dolch blüht in der Hand . . . Der Angegriffene ist waffenlos, aber keineswegs wehrlos. Sofort schlägt seine Linke gegen den rechten Unterarm des Angreifers, während die Rechte in den Rücken des Gegners greift.

Ein Dolch fällt aus der Hand . . . Die Verteidigungsgriffe wirken wie wuchtige Hebel und zwingen den Angreifer zu Boden. In der Nahkampfschule wird die waffenlose Verteidigung gegen den bewaffneten Gegner gelehrt.





Aus

Am Waldrand tauchen kleine Punkte auf, sie kommen immer näher, wachsen: ein Panzerangriff rollt über das freie Feld heran!

der Erde

Immer näher dröhnen die Panzer — da fliegt vor ihnen plötzlich ein Stück Rasen hoch, Zeltbahnen flattern durch die Luft, Stahlhelme tauchen aus dem Boden.

wachsen

Eine Sekunde später reißen Panzerabwehr-Schützen eine Panzerabwehrkanone aus der Tiefe. Sie stand in völlig freiem deckungslosem Feld, an einer Stelle, wo sie der Feind nicht vermuten konnte, gut getarnt mit Gras und Zeltbahnen, geschützt gegen Fliegerblick, unsichtbar für den heranrollenden Feind.

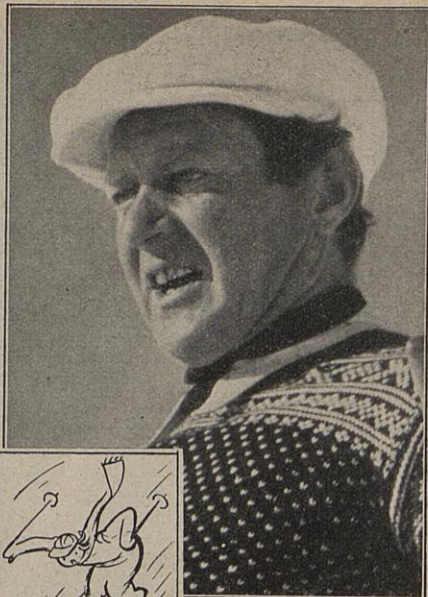
Kanonen

Blitzschnell richten die Kanoniere ihre aus dem Boden gewachsene Waffe gegen den Feind. Schon verläßt Schuß auf Schuß das Rohr. Schwere Wunden schlagen die Granaten in den Leib der überfallartigen Abwehr hat den Panzerangriff zum Scheitern gebracht.

Gerhard Gronefeld (12)



Interessieren tat's mi, wie das Freiln diesmal abifimmt...



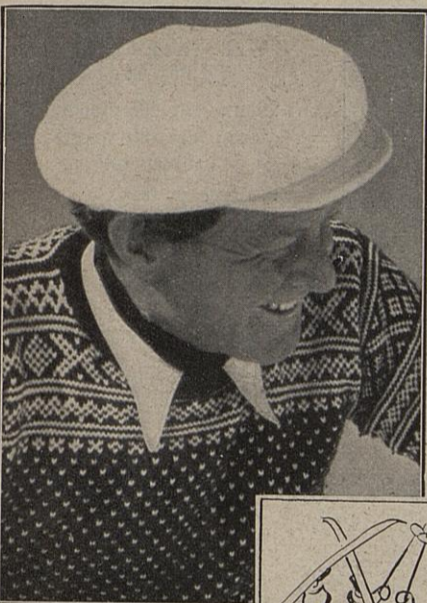
Wer hat Ihna g'lernt, daß ma sooo fährt?



Vor, vor — Kreuztirken, mehr Vorlage, sonst geh'n Ihna die Brett'l'n durch.

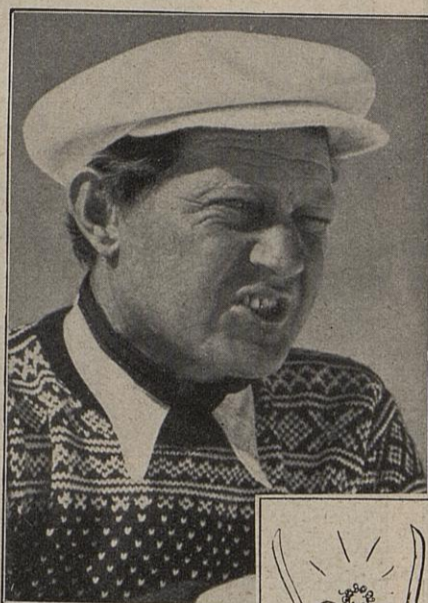


Jesses, da ham mers. Jetzt geht's dahin —



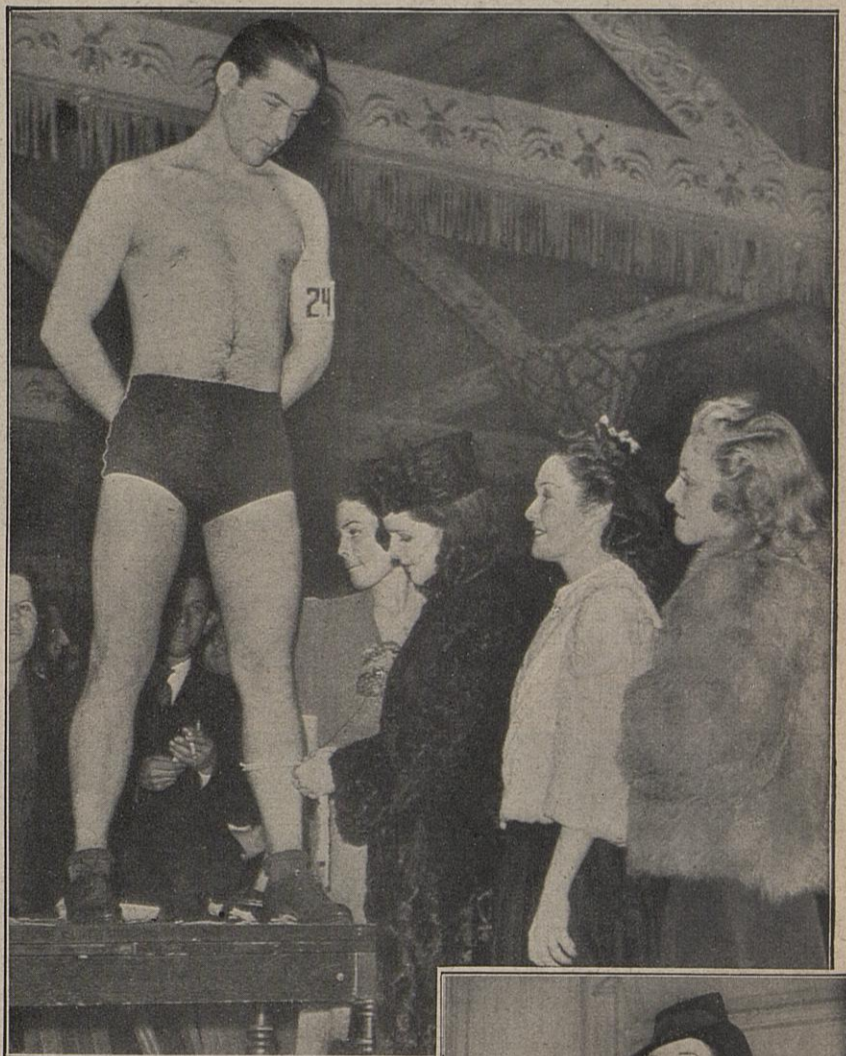
— na, Servus, das war a Stern (Sturz).

Aufnahmen: Lothar Rübelt (6), Zeichnungen: L. v. Malachowski



Sehn's, Freiln, wann's heit Nacht net so lang 'tanzt hätt'n, wär'n's heit früh besser auf d' Füß!

Wie der Skilehrer den Winter sieht (sehr kritisch!)



„Wer ist der schönste Mann?“

... war die Frage auf einer Schönheitskonkurrenz für Tagischöfföre in Hollywood, bei der nur weibliche Preisrichter und fast nur weibliches Publikum zugegen war. 15 amerikanische Bundesstaaten haben ein Verbot dieser Veranstaltungen erlassen, alle aus dem gleichen Grunde: Die Frauen gebärdeten sich meist so rabiat, daß es selten ohne Verletzungen abging... Associated Press (1)

Das ist die Frau des bestbezahlten Filmschauspielers der Welt!

Frau Clark Gable lebte schon jahrelang von ihrem Gatten getrennt. Jetzt soll in Reno, dem amerikanischen Paradies für Ehemüde, die Scheidungsklage eingereicht werden. Weltbild (2)



Vor 25 Jahren in New Orleans:

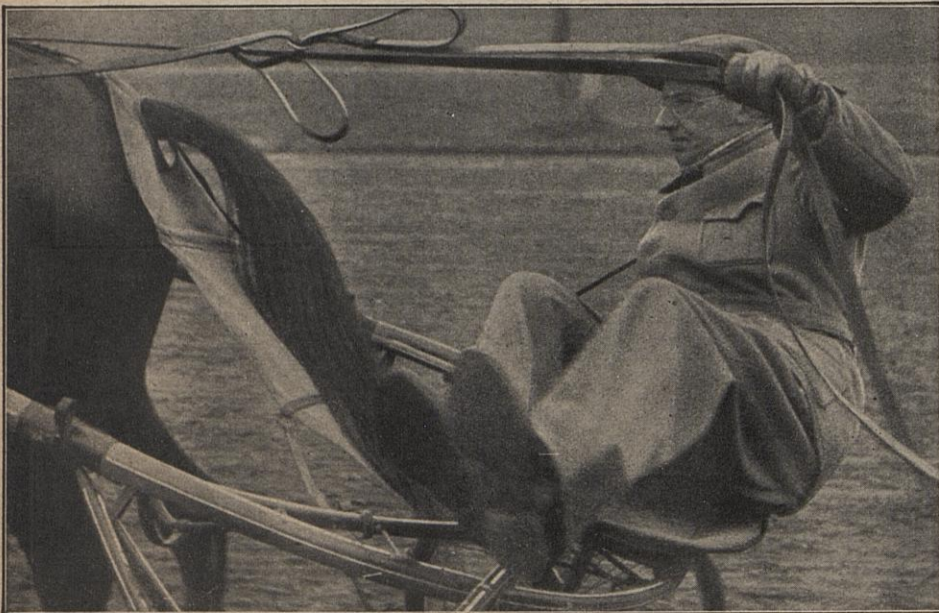
Die Betrügerfamilie Musica zum ersten Male verhaftet!

Im Jahre 1913 startete der amerikanische Finanzschwindler und spätere Generaldirektor des Mc.Kesson & Robbins-Konzerns, Coster, unter seinem wirklichen Namen Philipp Musica, den ersten großen Betrug. Für eine Schiffsladung Menschenhaar, das zur Herstellung falscher Zöpfe benutzt werden sollte, gelang es ihm, von 22 verschiedenen Banken Millionenkredite zu erhalten. Nachher stellte sich heraus, daß die Ladung nicht aus Haar, sondern aus Lumpen bestand. Der Schaden, den die amerikanischen Inhaber der Aktien seiner letzten Schwindelfirma haben werden, wird auf mindestens 27 Millionen Dollar geschätzt.



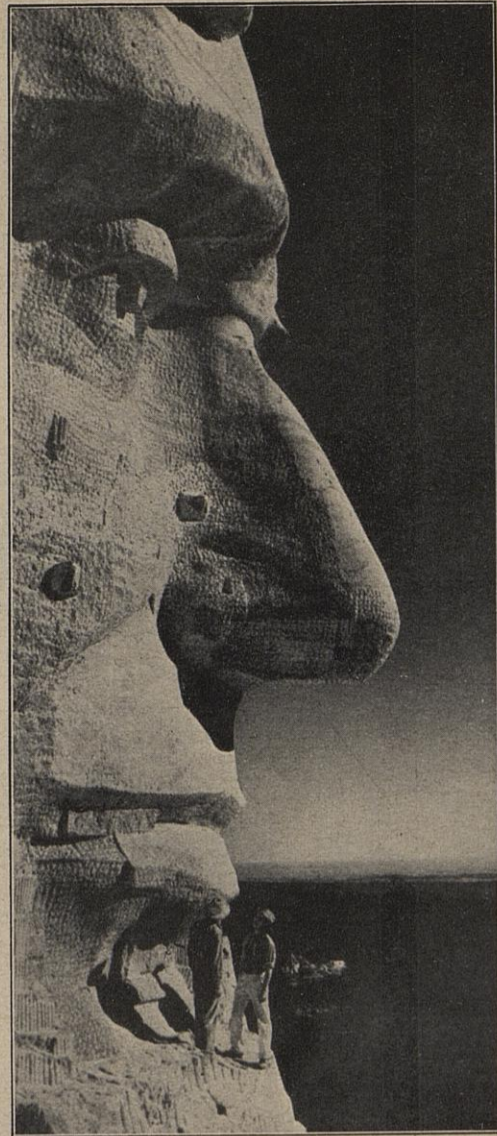
Zauberflöte — ganz verzaubert.

In der glanzvollen Neuinszenierung von Gustaf Gründgens: Auf der Blumenschaukel schwebend, die drei Genien, drei Knaben aus dem Cathedral-Chor St. Hedwig, Berlin; Alle volkstümlichen Requisiten des alten Wiener Zauberstücks werden wieder lebendig: Löwen, Affen, Elefanten, Schlangen und der weiße Vogel Abu Markub. Eric Borchert

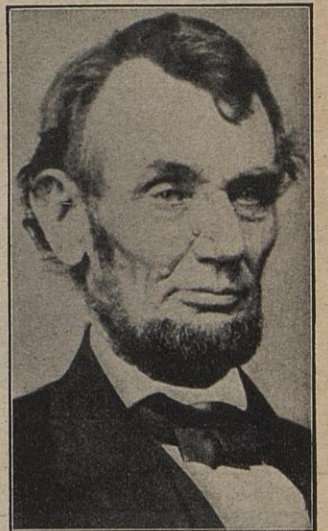


Der erfolgreichste Trabrennfahrer der Welt. Zehntausendmal ist Charlie Mills in 35 Jahren gestartet. Jetzt konnte er ein einzigartiges Jubiläum feiern: auf der Rennbahn Berlin-Mariendorf gelang ihm sein 3000. Sieg. Hanns Hubmann

„In England scheint ein Hund hundertmal mehr wert zu sein als ein Kind!“ ... erklärte ein konservativer Abgeordneter im englischen Unterhaus. Danach wurde ein Gesetzentwurf angenommen, der der geschäftsmäßigen Adoptionsvermittlung von Kindern durch Konzerne, die dabei hohe Zwischengewinne erzielen, ein Ende bereiten soll. Unser Bild zeigt Kinder im Fenster einer Adoptionsgesellschaft. Weltbild (2)



**Warzen-
1/4 Meter
gross!**



Präsident Lincoln stand Modell.
Wenn ein Menschengesicht gigantische Ausmaße annehmen soll...
... muß es trotzdem in allen feinen Teilen naturgetreu wirken. In den Felsen der Schwarzen Berge in Süd-Dakota zeigt der achtzehn Meter hohe Kopf des Präsidenten Lincoln ein viertel Meter große Warzen, Niesepflöcke stellen die Pupillen dar...
New York Times



20 Jahre Zwangsarbeit und 1 Frank

Der Fall Plewitzkaja

VON

ALFRED GERIGK

Copyright 1939 by Deutscher Verlag, Berlin

Bei diesen Russen ist nichts unmöglich. Was spricht dagegen, daß der Schuldige und sein Opfer hier plötzlich vergnügt hereinspazieren — General Skoblin und General Miller Arm in Arm?

Die hübsche junge Rechtsanwältin steht befriedigt über ihren Scherz in die Gesichter der Kollegen. Zugleich stellt sie mit einem Blick in den Spiegel gegenüber fest, daß die schwarze Robe sie ausgezeichnet kleidet, und daß der Friseur ihre blonden Haare heute besonders glücklich gelegt hat.

Der Kollege neben ihr, gleichfalls in der schwarzen Robe, wie fast alle hier in dem kleinen Kasino des Pariser Justizpalastes, hebt in komischer Verzweiflung die Arme: „Es ist in der Tat die seltsamste Anklage, die ich je erlebt habe. Angeklagt als Mittäterin die geborene Winikowa, verheiratete Skoblin, genannt Plewitzkaja. Eine Mittäterin, obwohl der Täter verschwunden ist. Eine Anklage, bei der auch das Opfer verschwunden ist. Anklage wegen Entführung? Und keiner hat gesehen, daß dieser General Miller wirklich entführt wurde. Das ist ja, als wollte man jemanden des Mordes beschuldigen, ohne daß man eine Leiche hat.“

Vom Tisch gegenüber mischt sich ein dritter Anwalt ein: „Vorwürfe gegen unsere Polizei, mein Lieber! Ich bin sicher: Geben Sie der GPU, so einen Fall, sie würde schon mit ihren Methoden „Spuren“ zu finden wissen.“

Man lacht und diskutiert weiter: „Das Aktenstück zum Fall Skoblin ist indes auf einen Meter Dicks angeschwollen — ein Meter Papier, ein Jahr Voruntersuchung und keine sichere Spur.“

„Sagen Sie nichts gegen die Polizei. Was konnte der beste Kriminalist ausrichten, nachdem jener alte General Rumonski oder Ruffonski, oder wie er heißt, den Hauptschuldigen hatte entfliehen lassen?“

„Welch ein Aufgebot von Generälen und Admirälen und Würdenträgern! Der ganze Hof von St. Petersburg scheint wiedererstandene zu sein!“

„Generäle und Admiräle und, um im russischen Stil zu bleiben, sogar die Sängerin aus dem Volk mit den Diamanten des Zaren.“

„Lekter Abglanz einer einst stolzen Gesellschaft, meine Herren Kollegen. Sie werden ein Parkett von Männern sehen, die nur noch die Gespenster ihrer einstigen Berühmtheit sind.“

Es geht lebhaft her in der „Buvette du Palais“. Der kleine Raum zu ebener Erde ist überfüllt mit männlichen und weiblichen Anwälten, die, schon in Amtstracht und mit dem Aktenbündel unter dem Arm, schnell noch vor Verhandlungsbeginn frühstücken oder ihren schwarzen Kaffee hinunterstürzen. Wie ein unmoderner Wartesaal mutet dieses Kasino im Gerichtsgebäude an. Welch ein Unterschied: hier die einfachen braunen Holzbänke, die ungedeckten Holztische — dort das prachtvolle schmiedeeiserne Gitter, das den Vorhof

Am 22. September 1937 verschwand der 70 Jahre alte General Eugen von Miller, Führer des allrussischen Militärverbandes in Paris. Niemand hat ihn seither wiedergesehen, über sein Schicksal ist bis jetzt nichts Sicheres ermittelt. Zweifellos geschah seine Entführung im Auftrage der bolschewistischen Machthaber, die in ihm die weißrussische Bewegung treffen wollten. Am gleichen 22. September flüchtete aus Paris General Skoblin, nach außen hin ein Freund und Anhänger Millers, im geheimen ein Agent der Sowjets. Seine Frau, einst eine gefeierte russische Volkssängerin, überall unter ihrem Künstlernamen „Die Plewitzkaja“ bekannt, wurde von der Polizei verhaftet, da deutliche Anzeichen vorlagen, daß Skoblin der Entführer Millers und seine Frau die Mittäterin war. Im Dezember 1938 fand in Paris der Prozeß gegen die Plewitzkaja statt, sie wurde nach dramatischer Verhandlung zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Außerdem muß sie 1 Franken Entschädigung an Frau von Miller zahlen als moralische Anerkennung ihrer Schadenersatzpflicht gegenüber der Familie, der der Ernährer geraubt wurde. Der Sonderberichterstatte der „Berliner Illustrierten Zeitung“, der seinerzeit in dem großen Tatsachenbericht „Ein General verschwindet aus Paris“ über die geheimnisvolle Entführung des Generals Miller berichtete, hat dem Prozeß beigewohnt und auch sonst an Ort und Stelle wertvolle Erkenntnisse gewonnen. Wir veröffentlichen hier und in den nächsten Heften seinen spannenden Bericht über diesen neuen Akt in dem großen Wirrsal von Tragödie und Verbrechen.

des Justizpalastes gegen die Straße abschließt — weit hin leuchtend mit seinen vergoldeten Spitzen.

Die Blattpflanzen, die in großen Majolikatöpfen auf Regalen und Konsolen stehen, passen schlecht zu der unruhigen Geschäftigkeit, mit der man in diesem Vorraum der strafenden Gerechtigkeit diskutiert. Aber niemand nimmt daran Anstoß, so wenig wie an der großen grauen Kasse, die auf dem Bufett mit seinen bunten Fläschchen, seiner Kaffeemaschine, seinen Gläsern und Tassen zierlich herumspaziert. Das Kasino des Justizpalastes hat mancherlei aufgeregte, humorvolle, geistreiche Auseinandersetzungen überdauert — es hat nicht nötig, sich zu modernisieren.

Heute ist der Andrang der Diskutierenden lebhafter als an den normalen Gerichtstagen. Nur an großen Tagen werden die Anwälte selbst zu Neugierigen, die hören und sehen und zulernen wollen.

Die Geschworenen des Seine-Departements sollen an diesem 5. Dezember über den „Fall Skoblin“ zu Gericht sitzen. Vierzehn Monate schwebt schon die Untersuchung, seit an jenem sonnigen Septembertag des Jahres 1937

mitten aus der belebtesten Gegend von Paris der weißrussische General Miller verschwand. Vierzehn Monate hat die Polizei im geheimen arbeiten können und keine Lösung gefunden — wird die Gerichtsverhandlung vor aller Öffentlichkeit mehr enthüllen?

Die kleine blonde Rechtsanwältin sieht auf ihre Uhr: „Meine Herren Kollegen: Dreiviertel eins! Es wird Zeit, wenn wir noch Platz bekommen wollen!“

Die schmale eiserne Wendeltreppe, die vom Kasino des Justizpalastes direkt nach oben auf den Gang vor den Gerichtssälen führt, ist minutenlang überfüllt, so schnell leert sich der Raum.

Auf dem breiten, hohen, steinernen Gang des Gerichtsgebäudes aber drängen sich russische Emigranten aller Gesellschaftsschichten, die nicht das Glück hatten, durch irgendeinen Freund eine Zulassungskarte zu bekommen. Eine sechs Meter lange hölzerne Schranke hat man aufgebaut, aber der Raum dahinter reicht bei weitem nicht aus, die Scharen der Neugierigen aufzunehmen. In Bierreihen stehen sie, immer in der Hoffnung, daß irgendwann einmal ein Platz in dem schon überfüllten Saal frei wird. Auch die Stadtsergeanten sind mit besonders großem Aufgebot zu diesem Prozeß erschienen: man kann nie wissen, ob diese Russen nicht etwas unternehmen. Ein dreifacher Halbkreis von Polizisten steht um die kleine Tür, die den Weg zum Verhandlungssaal freigibt.

Sie sind sehr streng, die Stadtsergeanten, die im Justizpalast den Dienst versehen, aber wer etwa noch schnell eine Zigarette rauchen will, dem geben sie höflich Feuer, auch wenn er gerade unter einem der großen Schilder steht: „Rauchen streng verboten!“ Und sie plaudern gern mit den wartenden Russen, auch wenn sie ihnen den Eintritt in den Saal verweigern müssen.

Freie Bahn dem Fotografen!

Im Gerichtssaal bestirmt die Schar der Fotografen den Tisch der Verteidiger: „Maitre Philonenko, Maitre Schwab — lassen Sie die Plewitzkaja holen! In einer Viertelstunde beginnt die Sitzung! Zeit genug, um anständige Bilder zu machen!“

Maitre Philonenko, der Russe, der französischer Anwalt wurde, zieht sein breites, slawisches Bauerngesicht in ernste Falten: Es ist eigentlich gegen den Brauch, daß man einen Angeklagten vor der Verhandlung so zur Schau stellt. Aber sein junger Kollege und Mitverteidiger Schwab scheint anderer Meinung zu sein. Und schließlich — es kann der Verteidigung ja nur nützen, wenn von der Plewitzkaja recht gute Bilder erscheinen.

Im Saal ist noch buntes Gewimmel und Durcheinander, als sich plötzlich die enge Tür hinter der Anklagebank öffnet. Ein allgemeines „Ah“ geht durch den

Saal, gleichzeitig flammen die Blitzlichter der Fotografen auf.

Schwarzgekleidet von Kopf bis Fuß steht in dem engen Tür Rahmen die Plewikaja. Sie fährt zurück, als die grellen Lichter ihr ins Gesicht leuchten, und stößt fast mit den zwei Justizpolizisten zusammen, die sie herbeigeführt haben.

Dann begreift sie schnell — sie ist Sängerin gewesen und hat oft genug im grellen Rampenlicht gestanden.

„Treten Sie weiter vor, Madame Skoblin! Ein wenig mehr nach rechts, Madame Plewikaja!“ ruft man ihr zu.

Langsam und nun schon wieder ganz gefaßt, steigt sie die drei Stufen bis an die Rampe der Anklagebank hinunter, hinter sich die zwei Justizpolizisten, die lächelnd das Schauspiel mit ansehen.

„Sie sieht gut aus. Wie alt ist sie eigentlich?“

„Ich glaube über fünfzig.“

„Ich hätte sie höchstens auf vierzig geschätzt.“

„Keine Spur von Gefängnislust — höchstens das bleiche Gesicht.“

„Aber gut zurechtgemacht, sogar die Augenbrauen rasiert und nachgezogen.“

„Und schlank ist sie im Gefängnis geworden. Sehr vorteilhaft in ihrem Alter.“

In der Tat — die Plewikaja sieht gut aus. Von den dünnen grauen Haarsträhnen, die sich ein paar Tage nach ihrer Verhaftung, damals vor vierzehn Monaten, zeigten, ist nichts mehr zu sehen. Das dunkelblonde, fast schwärzliche Haar ist sorgfältig um den Kopf gelegt. Ein Mittelscheitel gibt dem Gesicht eine einfache, bescheidene Note. Die Schneiden, die über den Ohren aufgesteckt sind, unterstreichen noch diese bewußt einfache Art der Aufmachung. Ein schwarzes Samtband faßt die Haare zusammen, ein kleiner Schleier darunter bedeckt die Stirn. Das breite Gesicht, aus dem klein und ein wenig schnippisch die Nase herausragt, der Mund mit der etwas kurzen Oberlippe und dem prachtvoll gleichmäßigen Gebiß, die schwarze Tracht, die schlicht und unaufdringlich an ein Witwenkleid erinnert — das alles soll und muß in dem Gerichtssaal Sympathie erwecken.

Schwarzgekleidet von Kopf bis Fuß, ein schwarzes Cape über dem Arm, mit langen schwarzen Lederhandschuhen, so steht sie an der Schranke der Anklagebank, und die Verwirrung in ihrem Gesicht wandelt sich bei den Zurufen der Fotografen langsam zu einem Lächeln. Folgsam wendet sie sich nach rechts und nach links, dreht sich und bleibt im Scheinwerferlicht, solange die Fotografen es verlangen. Dann wendet sie sich und verläßt schweigend, wie sie gekommen ist, mit ihren beiden Wächtern die Anklagebank.

Im Gerichtssaal drängt und spricht alles wild durcheinander in dieser Pause, bis der Gerichtshof erscheint. Es ist ein großer Saal, den man bereitgestellt hat — gegen vierhundert Menschen pressen sich auf den Bänken für die Anwälte, für die Geschworenen, für die bevorzugten Besucher und auf den Stehplätzen ganz am Ende des Saales zusammen. Ein paar Bogenlampen beleuchten die bunt kassettierte Holzdecke mit dem großen Deckengemälde, das eine etwas üppige Justitia zeigt, mit den Engeln, die trotz der ernsthaften Gesekstafeln in ihren Händen eher pausbäckigen Amoretten ähnlich sehen, mit den dick vergoldeten hölzernen Rosetten, mit dem großen Wappenschild, das auf rotem Grund Schwert und Waage zeigt.

Auf einen Schlag wird es still in diesem Gewimmel, als ein Gongschlag den Gerichtshof ankündigt.

Sprechen Sie! Lebt Miller?

„Sie sind als Tochter einfacher Bauern in der Ukraine geboren, Angeklagte. Aber Sie sind in sehr früher Jugend schon eine Sängerin von Ruf geworden. Sie sind dreimal verheiratet gewesen. Ist das richtig?“ Der Präsident des Gerichtshofs wendet sich direkt an die Plewikaja.

Sie steht langsam auf und antwortet mit einem Kopfnicken.

„Zuerst waren Sie mit einem Tänzer verheiratet, von dem Sie nach elfjähriger Ehe geschieden wurden. Ihr zweiter Mann war roter Offizier, und Sie wurden nach drei Jahren von ihm geschieden. Ihr dritter Mann war der General Skoblin, der sieben Jahre jünger ist als Sie. Alles richtig?“

Die Plewikaja nickt.

„Gut! Ihr dritter Mann, der General Skoblin, erhielt eine Stellung auf Fürsprache des Generals Kutjepow, jenes Generals Kutjepow, von dem noch oft in diesem Prozeß gesprochen werden wird. General Kutjepow, Vorsitzender des weißrussischen Soldatenverbandes, verschwand auf geheimnisvolle Weise. General Miller war sein Nachfolger. Und Ihr Mann erwarb bald das Vertrauen des Generals Miller. Seit dem Dezember 1936 begann zwar General Miller Ihrem Mann zu mißtrauen, aber er entzog ihm nicht seine Freundschaft.“

Der Präsident wendet sich an die Geschworenen: „General Miller, ein Mann von 70 Jahren, Familienvater und Großvater, dessen Frau, Bruder und Sohn hier als Kläger im Gerichtssaal sitzen, ist nun genau so geheimnisvoll verschwunden, wie vor Jahren General Kutjepow. Seit dem 22. September des vorigen Jahres hat man nichts mehr von ihm gehört. Lebt er noch? Wir können uns darüber keinen Illusionen hingeben, meine Herren Geschworenen. Aber es ist nicht möglich, seine Entführer des Mordes anzuklagen, denn das einzige, was wir wissen, ist, daß er entführt wurde. Wenige Stunden später floh der General Skoblin, der dritte Mann der Angeklagten, in dem Augenblick, da man seinen Verrat an Miller entdeckte.“



Die Plewikaja spricht mit ihrem Verteidiger Philonenko.
Presse-Illustrationen Hoffmann (2)

Still, mit niedergeschlagenen Augen, unbewegt, als ginge sie das alles nichts an, hat die Plewikaja bis jetzt in der Anklagebank gesessen. „Verstehen Sie Französisch?“ hat der Präsident sie gleich zu Beginn gefragt und mit leisem Lächeln, mit melodischer Stimme hat sie geantwortet: „Nicht viel.“ Vor vierzehn Monaten, als man sie verhaftete, erklärte sie, kein Wort Französisch zu sprechen oder zu verstehen. So steht ein Dolmetscher neben der Anklagebank. Dann und wann fragt sie ihn flüsternd nach irgendeiner Einzelheit, die ihr entgangen ist, und bekommt flüsternd eine Antwort. Mit betonter Bescheidenheit steht sie auf, wenn der Präsident sie anspricht.

Die Gelegenheit zu ihrem ersten großen Auftritt in diesem Prozeß kommt am zweiten Tag.

Mit ernster, beschwörender Stimme wendet sich Präsident Delegorgue zur Anklagebank: „Angeklagte, ich ermahne Sie ernstlich und feierlich, uns jetzt zu sagen, ob General Miller tot ist oder lebt. Denn Sie wissen es! Ich verlange nichts weiter von Ihnen. Ich will keine Einzelheiten. Tot oder lebend, sagen Sie dieses eine Wort! Ich frage Sie im Namen der Generalin Miller, die Ihre Freundin war, im Namen des Sohnes und des Bruders des Verschwundenen. Sprechen Sie! Sie werden damit Ihrem Mann nicht schaden und sich nur nützen. Noch einmal, sprechen Sie!“

Maitre Philonenko, der Verteidiger der Plewikaja, springt auf: „Die Verteidigung schließt sich von ganzem

Herzen dieser Beschwörung an, Herr Präsident!“ In dem großen Saal ist es ganz still geworden. Alle Augen richten sich auf die Anklagebank, von der sich die Plewikaja langsam erhebt. Einen Augenblick bleibt sie stumm mit niedergeschlagenen Augen stehen. Dann schüttelt sie den Kopf und hebt das Gesicht. Man sieht, daß sie Tränen in den Augen hat.

Mit einem Blick über den ganzen Saal hin, mit einer weiten Geste ihrer beiden schwarz behandschuhten Hände unterstreicht sie die Antwort. Sie weiß, daß von dieser Antwort viel für sie abhängt. Sie weiß, daß es wichtig ist, welchen Eindruck man jetzt von ihr gewinnt, und durch ihre melodische Stimme — die Stimme, die sie zur berühmten Sängerin gemacht hat — klingt ein Zittern und ein verhaltenes Schluchzen: „Frei und stolz kann ich alle Franzosen ansehen und den französischen Gerichtshof. Und ich antworte, daß ich nichts weiß, ganz und gar nichts. Gott allein weiß es, und er weiß, wie sehr ich leide.“

Ein Murren geht durch den Saal. Die vielen Russen, die hier sitzen, flüstern sich zu: „Sie spricht immer noch wie eine Bauernfrau. Und die Tränen hat sie auch immer bereit.“

Aber auch das Parkett französischer Anwälte und französischer Zuschauer ist seltsam berührt. Man kennt Pathos im Gerichtssaal und man schätzt große, wirkungsvolle Gesten. Aber wie paßt diese kindliche Unschuldsmiene zum Inhalt der Gerichtsakten?

Präsident Delegorgue macht noch einen Versuch: „Sie müssen wissen, wohin General Miller gebracht wurde! Zum letzten Male, Angeklagte, denken Sie an den Schmerz der Generalin Miller, die Sie Ihre Freundin nannten. Um ihretwillen, um des Herzeleids, das man Frau Miller zugefügt hat, beschwöre ich Sie: Sprechen Sie! Noch ist es Zeit! Die Geschworenen werden es Ihnen anrechnen.“

Groß und breitschultrig, die graue, dicke Mähne über den schweren, massigen Kopf zurückgekämmt, erhebt sich unterhalb des Präsidentenplatzes ein Anwalt — Maitre Ribet, dem Frau Miller ihre Vertretung anvertraut hat. Zum ersten Male hört man in dieser Verhandlung seine dunkle, volle Stimme: „Und vor allen anderen wird Frau Miller es Ihnen danken.“

Die Spannung, mit der die vierhundert Menschen in diesem Saal den Ereignissen folgen, gilt nicht weniger Frau Miller, die hier Klägerin ist, als der Angeklagten. In großen Augenblicken wenden sich die Blicke auf die alte, vornehme Dame, die sich bemüht, gefaßt, ruhig, würdig die Rolle zu tragen, die das Schicksal ihr zugewiesen hat.

Ein sonderbarer Gegensatz, diese beiden Frauen, die sich in der Verbannung kennengelernt haben und die Jahre hindurch in jenem Freundschaftsverhältnis lebten, das die Fremde, die Kleinheit der ungewohnten Verhältnisse, die soldatische Vergangenheit ihrer Männer ihnen vorschrieb.

Mittels groß und zur Fülle neigend die Plewikaja, immer noch eine Frau, der man deutlich ansieht, welche verlockenden Reize sie für Männer besaß, der man ansieht, daß sie sich dieser Reize bewußt war.

Frau Miller ist wie die Plewikaja ganz schwarz gekleidet. Ihr Kleid schließt mit einem hohen, schwarzen Tüllragen, ein kleiner schwarzer Hut sitzt auf ihren schneeweißen Haaren. Schlank und hoch aufgerichtet, sitzt sie auf ihrem Platz, ein schmerzlicher Zug liegt um ihren Mund, aber Gesicht und Haltung zeigen jene ruhige Beherrschung, wie sie Erziehung und Lebensgewohnheit jenen Frauen aufprägen, die das Alter straffer und geschlossener erscheinen läßt — eine Verkörperung des Begriffs Offiziersfrau.

In der hölzernen Schranke der Anklagebank hebt die Plewikaja wieder ihren Blick zu den Fenstern, durch die grau der Tag hereinschneit, und sieht weit über Richter und Nebenkläger und Geschworene hinweg. Dann hört man den gleichen zitternden, ein wenig schluchzenden, bewegt theatralischen Tonfall, in dem sie schon einmal dem Präsidenten antwortete: „Ich kann Frau Miller eher ins Gesicht sehen als sie mir — nach allem, was ich gelitten habe.“

Die atemlose Spannung, die über dem Saal liegt, löst sich bei dieser Antwort. Präsident Delegorgue macht eine entmutigte Handbewegung: „So kommen wir keinen Schritt weiter! Sehen Sie sich, Angeklagte. Wir müssen also ohne Ihr Geständnis verhandeln.“

100 000 Franken jährlich

„Auf welcher Seite im Kampf der Weißen und der Roten stand das Ehepaar Skoblin? Wo stand vor allem Frau Skoblin, mit ihrem Künstlernamen „Die Plewizkaja“ genannt? Das ist die erste Frage, die wir klären müssen, um zur Wahrheit zu kommen.“

Präsident Delegorgue wirft einen Blick in seine Notizen. „Sie wissen, meine Herren Geschworenen, in welcher Lage sich die meisten dieser unglücklichen russischen Emigranten befinden. Sie sind ohne Geldmittel, häufig genug im Elend. Nun, das Ehepaar Skoblin lebte besser als die meisten Emigranten. Es leistete sich weit mehr, als die Plewizkaja mit ihren Konzerten verdiente, und das war doch nach außen hin ihre einzige Einnahmequelle. Auf welcher Seite sie stand, ist niemals ganz klar geworden.“

Die Plewizkaja sitzt scheinbar kühl und teilnahmslos auf der Anklagebank. Aber es zeigt sich, daß sie scharf aufgepaßt hat.

„Ich bin immer auf seiten der Weißen gewesen“, unterbricht sie den Präsidenten.

„Sie behaupten das, Angeklagte. Aber Sie haben noch vor einigen Jahren in den Vereinigten Staaten Konzerte zugunsten der Sowjetjugend gegeben. Die Weißen haben Sie gefangen genommen als Frau eines roten Kommandeurs. Und als die Weißen die Stadt Kursk besetzten, fand man Konzertplakate, auf denen Sie „unser rotes Mütterchen“ genannt wurden.“

Wieder greift die Plewizkaja ein: „Mütterchen nennt man eine alte Frau. Ich war damals 35 Jahre alt. Wie konnte man mich Mütterchen nennen?“

„Gut. Bleiben wir bei Ereignissen, die näher liegen. Da sind Ihre Ausgaben in Paris, die Ihre Einnahmen weit übersteigen. Um so aufzutreten, wie das Ehepaar Skoblin auftrat — wie Sie austraten, Madame! — waren geheime finanzielle Hilfsquellen nötig. Denn das einzige Konzert, das Sie einmal öffentlich in Paris gaben, endete mit einem Fehlbetrag von 2500 Franken. Wie wollen Sie erklären, daß Ihr Mann sich sechs Automobile im Lauf von vier Jahren kaufen konnte? Oder daß Sie ein Grundstück kauften, das allein einen Mietwert von 800 Dollar hat?“

Die Plewizkaja läßt sich die Frage übersehen und antwortet wieder mit jener etwas kindlichen, knappen Bestimmtheit, die das Kennzeichen aller ihrer Erklärungen in schwierigen Fällen ist: „Unser Freund Citingon hat uns oft unterstützt. Er kleidete mich manchmal von Kopf bis Fuß ein.“

„Aber aus welchem Grunde, Madame? Ich bin nicht so genau über russische Gewohnheiten unterrichtet, immerhin...“

„Aus Freundschaft, nur aus Freundschaft, in allen Ehren.“

Es wird manchmal schwierig für den Präsidenten und den Gerichtshof, aus diesen Verhältnissen herauszufinden. Da hat es einen jüdischen Dr. Citingon gegeben, der früher einmal in Leipzig lebte, auch in Berlin ein Haus hatte und der heute in Palästina ist. Diesen Citingon schildern die Zeugen als einen leidenschaftlichen Anhänger des jüdischen Psychoanalytikers Freud. Sie behaupten, daß Citingon „aus seinem großen Vermögen viele Künstler unterstützte“. Aber Citingon war zugleich Anhänger einer seltsamen politischen Bewegung unter den ausgewanderten Russen, Anhänger der „Eurasia“, die russisch-bolschewistische und europäische Wesen durch einen geistigen Brüdenschlag überwinden wollte. „Im Berliner Haus der Citingons kamen die Skoblins zum ersten Male mit Bolschewisten zusammen“, sagt später ein Zeuge aus. Dieser jüdische Dr. Citingon hat einen Bruder, der in London als Vertreter des bolschewistischen Pelzhandels lebt.

Es ist nicht leicht, aus dem Wirrwarr der Aussagen über die Verwandtschafts- und Bekanntschaftsverhältnisse den wahren Kern herauszuschälen. Immerhin gibt es für die Ausgabenwirtschaft der Skoblins noch andere Unterlagen.

Ein Sachverständiger legt das Ergebnis seiner Nachprüfungen vor: „Zwischen 1931 und 1935 haben die Skoblins jährlich 90- bis 110 000 Franken jährlich ausgegeben“, so sagt er aus. „Im Jahr 1935 bekamen sie



Frau von Miller mit ihrem Rechtsbeistand Maître Ribet. Im Vordergrund Karl von Miller, der Bruder des verschwundenen Generals.

zwar einmal 60 000 Franken Entschädigung für einen Autounfall, aber das Geld war schnell verbraucht. Im Jahr 1937 lassen sich überhaupt keine Einnahmen feststellen — das ist das Jahr der Entführung General Millers — während die Ausgaben bis zum September über 37 000 Franken betragen. Woher diese Gelder kamen, bleibt ein Rätsel.“

Die Verteidigung erkennt, daß hier ein schwacher Punkt ist. Maître Philonko bemüht sich, das Ehepaar Skoblin in Schutz zu nehmen: „General Skoblin erhielt große Summen von General Miller.“

„Nach Skoblins Aufzeichnungen zahlte ihm General Miller 300 Franken im Monat als Spesen für Ueberwachungsarbeiten“, antwortet der Sachverständige, und ein lautes Lachen geht durch den Gerichtssaal.

Aber Rechtsanwalt Philonko gibt sich noch nicht geschlagen: „Die Beträge, die General Miller zahlte, waren für geheime Zwecke bestimmt, über die nicht Buch geführt wurde.“

Ruhig und überlegen erhebt sich neben Frau Miller ihr Anwalt Ribet: „Wenn General Miller wirklich solche großen Beträge für geheime Zwecke der weißrussischen Bewegung an Skoblin gab — wie konnte Skoblin das Geld dann für seine privaten Bedürfnisse verwenden?“

Maître Philonko macht eine abwehrende Bewegung: „An den General Schatilow hat General Miller auch Gelder für persönliche Zwecke gezahlt!“

Alle Blicke wenden sich plötzlich dem Zuhörerraum zu, als von dorthier eine Stimme ertönt: „Das ist nicht wahr!“

Ein lebhaftes Durcheinander entsteht, bis man feststellt, daß im Zuschauerraum jener Schatilow sitzt, einst Kavalleriegeneral in der kaiserlich russischen Armee und Generalstabschef unter Wrangel.

Dann steht General Schatilow an der halbrunden eisernen Barriere, die für die Zeugen vor dem Richterisch aufgebaut ist. „Für eine Reise, die ich im Auftrage des Generals Miller zu General Franco nach Spanien machte“, so sagt er aus, „bekam ich 3000 Franken ausgezahlt. Ich bin damals drei Wochen in Spanien geblieben und habe nach meiner Rückkehr noch einmal 700 Franken für Auslagen bekommen, die notwendig waren. Andere Beträge sind nie an mich gezahlt worden.“

Eine Schlappe der Verteidigung? Auf den Bänken der zahlreichen Anwälte, die als Zuschauer am Prozeß teilnehmen, gibt es lebhaftes Geflüster.

Von der Geschworenenbank steht der vierte Geschworene auf — ein mittelgroßer Mann mit kurzgeschneitten Haaren und den dicken Brillengläsern des Kurz-sichtigen. Er bittet um das Notizbuch, in dem Skoblin seine Ausgaben verzeichnet hat, und schlägt eine Seite auf.

„Hier stehen auf der gleichen Seite Ausgaben von 100, noch einmal 100, 70, 200 Franken. Ich bitte, die Angeklagte zu fragen, ob das die Ausgaben eines Tages oder mehrerer Tage waren.“

Der Dolmetscher geht hinüber zur Geschworenenbank und kehrt mit dem Notizbuch zur Plewizkaja zurück. Still wie immer hat sie sich erhoben und hört an, was ihr der Dolmetscher sagt. Dann macht sie eine kleine abwehrende Handbewegung: „Ich weiß das nicht. Das sind Notizen meines Mannes. Ich habe mich um Geldangelegenheiten nie gekümmert.“

Der vierte Geschworene zuckt die Achseln und setzt sich wieder.

Intelligenter als Skoblin

Dann kommt der Aufmarsch der Zeugen zu der Frage: „Waren die Skoblins weiß oder rot? Waren sie Geheimagenten der Sowjets?“

Herr Bessedowski tritt auf, vor elf Jahren Botschaftsrat an der Sowjetbotschaft in Paris, der damals mit knapper Not durch einen Sprung über die Mauer dem Schicksal entging, im Botschaftsgebäude selbst beseitigt zu werden. Bessedowski gibt mit Vorsicht und leichter Ironie seine Auskünfte.

„Ich bin niemals Mitglied der russischen Geheimpolizei gewesen, und ich kenne die Skoblins nicht“, sagte er. „Aber ich erinnere mich, daß mir einmal ein Botschaftsattaché erzählte: „Wir wissen genau über alles Beseid,

was die Weißen vorhaben. Rutjpow steht unter schärfster Beobachtung, denn einer von uns ist sein engster Mitarbeiter. Es handelt sich um einen weißen General, dessen Frau eine Sängerin ist.“ Ich kann nur wiedergeben, was mir gesagt wurde“, fügt Bessedowski hinzu, „denn ich kenne keine weißrussischen Generale und keine Sängerinnen, und irgendein Name ist mir nicht genannt worden.“

„Wie hieß der Attaché, der Ihnen diese Auskunft gab?“

„Janowitsch.“

„Wo ist er jetzt?“

„Erschossen bei der Reinigung der GPU. im Jahre 1937.“

Durch den Saal geht eine leise Bewegung — Bessedowskis Aussagen verbreiten eine Atmosphäre des Grauens, auch wenn sie mit leichter Selbstverständlichkeit vorgebracht werden.

An die Zeugenschanke tritt hager, steif und ein wenig unbeholfen der weißrussische General Erdely — zweimal während des Weltkrieges verwundet. „Ich bitte um Entschuldigung, Herr Präsident“, sagt er gleich zu Anfang in einwandfreiem, aber etwas langsamem Französisch. „Als Folge einer meiner Kriegsverletzungen bin ich schwerhörig. Ich bitte die Fragen laut zu stellen.“

„Ihr Beruf?“

„Droschkenschafför, zur Zeit arbeitslos.“

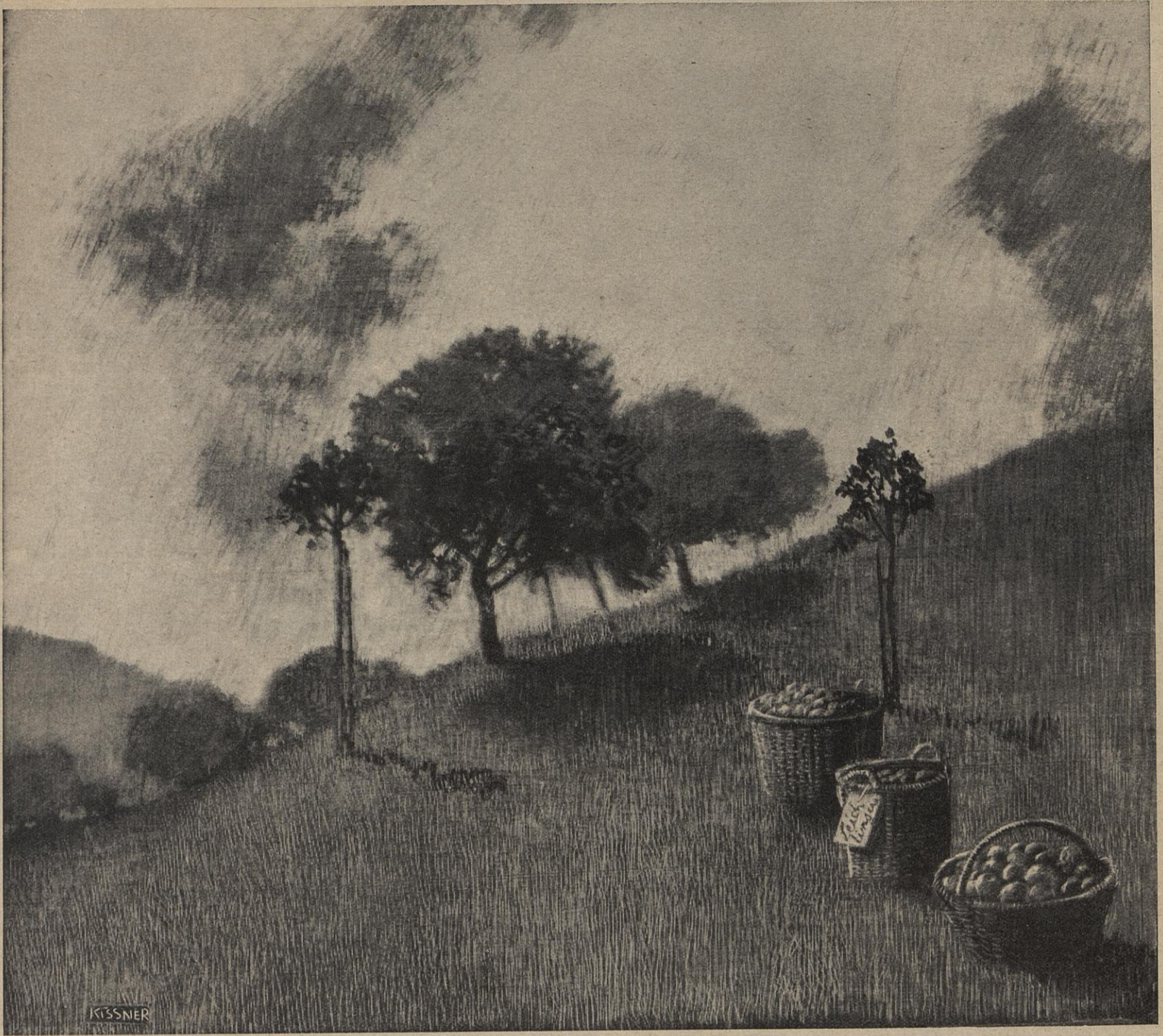
General Erdely ist Leiter der Untersuchungskommission gewesen, die die weißrussischen Offiziere eingesetzt hatten, um das Verschwinden General Millers aufzuklären. „Wir haben in der Kommission über hundert Zeugen vernommen, und wir sind zu dem einstimmigen Urteil gekommen: Skoblin ist ein Verräter, er hat seinen Chef seinen Auftraggebern abgeliefert, wie man ein lebloses Paket abliefern. Seine Frau trägt noch größere Schuld, denn sie ist intelligenter als er.“

Die Verteidigung sucht den alten General zu verwirren. Maître Philonko überrascht ihn mit einer Frage: „Hat nicht einer der Generale, die in die Untersuchungskommission eintreten sollten, es abgelehnt, unter Ihrem Vorsitz zu arbeiten?“

Der alte General lächelt müde: „Ja, das war ein Kosakengeneral. Er erklärte mir, daß er im Rang höher stehe und sich mir deshalb nicht unterordnen könne.“

Einige Zuhörer lachen — wie grotesk-komisch kommen ihnen diese Droschkenschafföre und Nachtwächter vor, die über militärische Rangfragen streiten!

(1. Fortsetzung folgt.)



Das Aroma einer vollreifen Frucht, die wir uns in heißer Mittagsstunde selbst vom Baume pflückten, hat uns alle schon einmal die veredelnde und aufbauende Kraft der Sonne „schmecken“ lassen. Jeder Sonnentag mehr ist ein Gewinn für alles, was im Garten der Natur zur Reife drängt. So verdankt auch der Tabak, der auf den Feldern Mazedoniens wächst, seine Feinheit dem Gluthauch einer Sonne, von deren Kraft wir uns hier kaum eine Vorstellung machen können. Ihren Abglanz aber spüren wir beim Genuß jeder OVERSTOLZ; denn die Mischungsgrundlage besteht bei dieser Zigarette aus Mazedonen-Tabaken, die mit Sonnenschein geradezu gefättigt sind.

12 **OVERSTOLZ** 50 PF.



Was Overstolz so köstlich macht, das ist die: **SONNE AUF MAZEDONIEN**

An Doddi!

Kommst du nicht vorbei!

Roman von Joachim Maass

Copyright 1939 by Deutscher Verlag, Berlin

Die letzte Fortsetzung schloß:

Lene und Doddi schritten nebeneinander über den Rasen. Lene schaute manchmal mit kleinen, heimlichen Blicken Doddi von der Seite an. Sie hatten das Gebüsch erreicht, Doddi bog es auseinander und sagte: „Los!“

Lene, deren nackte Beine nur mit gerollten Söckchen bekleidet waren, huschte wendig wie ein furchtsames Tierchen hindurch. Hinter Doddi schlugen die Büsche raschelnd zusammen, und sie standen auf dem verwucherten alten Besitz der Schlubacks, der jetzt, unter dem Netz von frühabendlichem Vogelgesang, das sich darüber spannt, einen vollkommen verlassen und verwunschenen Eindruck machte. Sie gingen die überwachsenen Gartenwege entlang und in das leere Haus hinein.

„Wohnen Sie hier ganz allein?“ fragte Lene großäugig. „Haben Sie denn keine Angst?“

„Angst?“ versetzte Doddi. „Nee. Wovor? Mich stiehlt keiner.“

Sie lachte plötzlich, schaute Lene von der Seite an und fügte hinzu: „Wovor Angst, wenn man ein reines Gewissen hat?“

Lene begegnete ihrem Blick. Sie nickte und sagte langsam: „Da haben Sie gewiß recht.“

Sie hatten die Treppen erstiegen. Als Doddi die Tür zu ihrem Zimmer öffnete, stand der mächtige Hund Rado auf der Schwelle. Mit vorge-
strecktem Hals beschnüffelte er Lene, die furchtsam ihre Hände in die Höhe hielt.

„Benimm dich, altes Vieh!“ sagte Doddi und versetzte ihm einen liebevollen kleinen Tritt, worauf Rado sogleich zu wedeln und ein freundlicheres Betragen an den Tag zu legen begann.

„n Schnaps?“ fragte Doddi und warf ihr Schlüsselbund auf das niedrige Couchtischchen. „Ich kann diesen See bei der Konsulin nicht ausstehen.“

Lene setzte sich auf den Rand der Couch. Doddi riß ungeniert den Reißverschluß ihres Rockes herunter und stieg aus dem abruttschenden Gewolk von Stoff.

„Augenblick“, brummelte sie und verschwand.

Lene schaute sich neugierig und auch ein bißchen listig um. Doch Doddi kehrte fast augenblicklich zurück. Sie trug jetzt blaue Schifferhosen, die oben ganz eng und unten weit waren. Uebrigens war es, als hätte sie auf einmal eine düstere Stimmung erfaßt. Ihre Brauen berührten sich finster über der Nasenwurzel, ein blonder Schatten, sie sah prachtvoll aus.

Sie stellte Schnapsflasche und Gläser auf den Tisch, schenkte hinabgebeugt ein und ließ sich in einem der tiefen Stahlfessel nieder. Lene nippte mit langen Lippen, hüftelte, legte die Hand über die Kehle und sagte: „Oh, scharf!“

„Oh“, meinte Doddi und trank ihr Glas in einem Zug leer.

Sie sahen sich plötzlich kalt und klar in die Augen,

ohne Haß und ohne Liebe. Endlich, wie erwachend, schluckte Lene, und sie sagte:

„Ich wollte Sie schon lange besuchen...“

„So?“ fragte Doddi kurz. „Warum?“

„Oh“, antwortete Lene, hob vernünftelnd die Hand, verhedderte sich aber gleich im Weiterprechen und sagte: „weil ich... weil es...“

„Mama“, sagte sie plötzlich, „meine Schwiegermutter, Frau Tillberg, hatte nämlich neulich abends Besuch. Sie hat es Herrn Wimmer erzählt, das heißt... Ich habe gelauscht.“

Sie schaute zu Doddi auf und erklärte: „Herr Wimmer ist unser Kriminalrat.“

„Na, und?“ fragte Doddi ein bißchen verwundert.

Lenes Blick strauchelte, sie schaute sich mit einem verlegenen kleinen Lachen im Zimmer um und sagte wieder: „Nein, daß Sie keine Angst haben! So allein...“

Doddi sah sie streng an.

„Also“, sagte sie, „rücken Sie schon mit der Sprache heraus! Was war mit dem Besuch?“

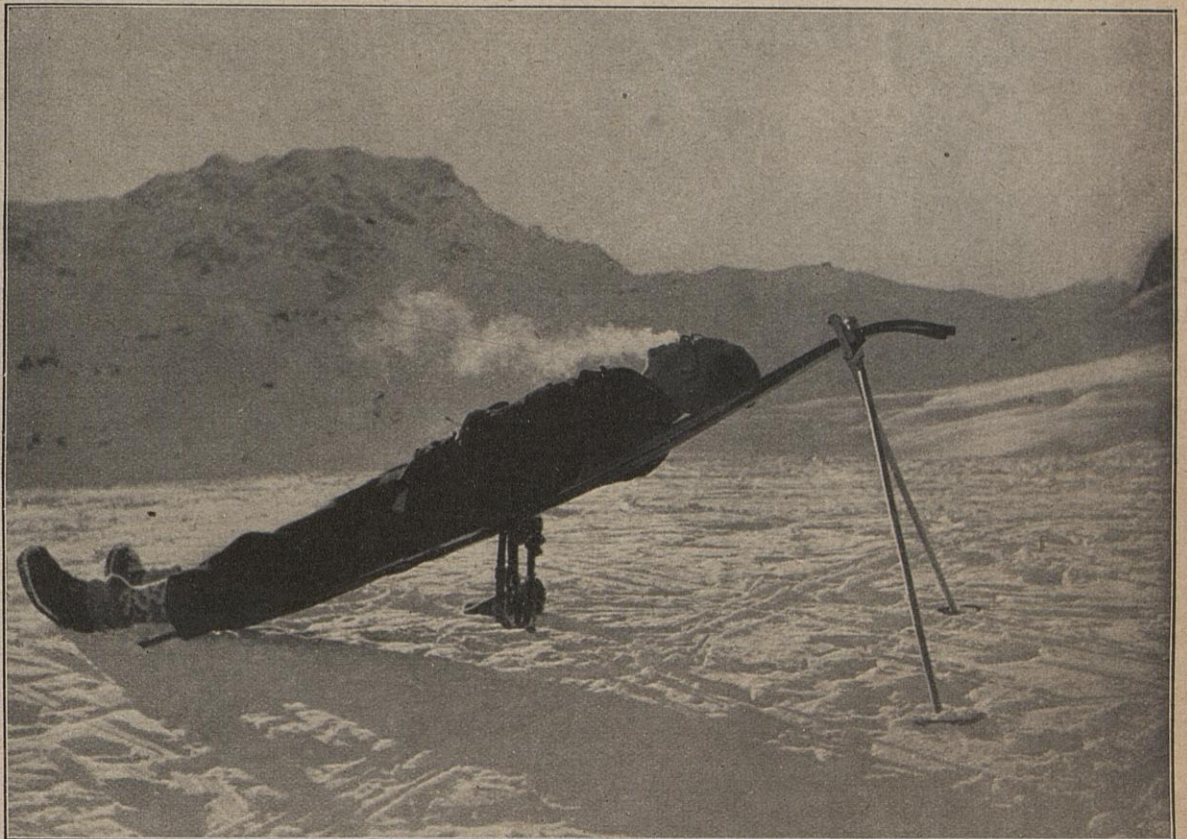
„Herr Wimmer glaubt, Sie waren es!“ antwortete Lene überschnell.

Einen Augenblick schwiegen sie. Dann versetzte Doddi mit einem kleinen rauhen Lachen: „Da hat er sich aber geschnitten, der Herr Wimmer.“

Was für ein gefährliches, undurchschaubares Mädchen! dachte Lene. Und dabei so schön! Sicher sind alle Männer in sie verliebt.

„Was sollte ich bei Ihrer Schwiegermama?“ fragte Doddi. „Ich gehe nicht gern hin, wo ich nicht willkommen bin.“

Lene entgegnete mit einer Seitwärtsneigung des Kopfes: „Mama kennt Sie nicht. Aber ich hatte mir schon lange vorgenommen, zu Ihnen zu gehen und Sie zu prüfen; denn mein Verlobter, Herr Dr. Tillberg, sagt, es sei nicht recht, über einen Menschen zu sprechen, wenn man ihn nicht kennt. Oh, er ist sehr klug und sehr gerecht. Und er verteidigt Sie, wie er es nicht besser könnte, wenn er Sie liebte.“



Zwei Brettel und ein gutes Gewissen — sind des Skifahrers Ruhekiten.

Fot. Bernd Lohse

„Vielleicht tut er's“, meinte Doddi mit einem kleinen Lachen.

Auch Lene lachte. Doch dann antwortete sie vernünftig:

„Nein, das kann er ja gar nicht, denn er kennt Sie doch gar nicht.“

Doddi streifte sie mit einem Blick. „Sm“, machte sie und beugte sich vor, um sich eine Zigarette zu nehmen. „Nun trinken Sie aber auch mal“, sagte sie, „davor brauchen Sie doch keine Angst zu haben.“

„Oh, ich? Angst?“ erwiderte Lene und hob die gespreizte Rechte, nahm das Glas und leerte es. Obwohl sie hustete, daß ihr die Tränen in die Augen traten, schob sie es doch gleich wieder Doddi zu, die neu einschlenkte.

Die Dämmerung sank allmählich in die Stube. Die Vögel draußen wurden stiller, und Rado seufzte im Schlaf. Die beiden jungen Mädchen sprachen nun vertraulicher miteinander. Am meisten redete Lene, denn sie hatte mehrere Gläschen Schnaps getrunken, und daran war sie nicht gewöhnt. Doch endlich sagte sie, nun müsse sie gehen, denn die Mama warte auf sie. Doddi zündete eine Kerze an und führte sie hinaus.

„Es ist kein Licht in dem alten Kasten“, sagte sie.

Groß, in schwankenden und grotesk verzeichneten Bildern fielen ihre Schatten über Wände und Decken, während sie abwärts stiegen.

„Ja“, sagte Lene, „ich bin sehr froh, daß ich Sie kennengelernt habe; denn seit das große Unglück geschehen ist, sind Sie bei der Familie und besonders bei Mama in einen falschen Ruf geraten. Aber das wird nun anders werden, denn Mama hört sehr auf mich, und ich kenne Sie ja nun.“

Doddi, die voranschritt, machte plötzlich halt.

„Ja?“ sagte sie. „Kennen Sie mich nun?“

Sie wandte sich um und sah mit ihren hellen, starken Augen, in denen sich die Kerzenflamme spiegelte, Lene ins Gesicht.

„Kennen Sie mich nun? Soll ich Ihnen mal was verraten, kleines Mädchen?“

„Ja?“ hauchte Lene erschrocken.

Doddi zog ihren Kopf an sich und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

„Nein!“ rief Lene großäugig und nahm ihren Kopf zurück. „Das ist nicht wahr!“

„So was lügt man doch nicht“, meinte Doddi mit einem unheimlichen kleinen Lachen.

Sie maßten sich einen Augenblick, Lene schluckend, dann zog Doddi wieder ihren Kopf an ihren Mund und flüsterte ihr abermals etwas zu.

„Mein Gott!“ wisperte Lene, „und dann sind Sie so ruhig?“

„Tja“, erwiderte Doddi, zuckte mit den Schultern und stieg weiter hinab. „Was bleibt mir übrig?“

Lene blieb noch auf ihrer Stufe stehen. Dann eilte sie Doddi nach und ergriff ihre Schulter.

„Gestehen Sie es!“ rief sie mit ihrer kindlichen hellen Stimme, daß es in dem großen leeren Hause geisterhaft widerhallte. „Gestehen Sie!“

„Wem?“ versetzte Doddi dunkel.

„Grigol! Sagen Sie es Grigol!“

„Das hätte mir gefehlt“, meinte Doddi.

Sie blieb wieder stehen. Sie drehte sich um und umklammerte Lenes Handgelenk. Sie schaute ihr hart in die Augen: „Du sagst keinem Menschen ein Wort! Verstehst du, du? Am wenigsten Grigol!“

„Nein, nein“, stieß Lene schluckend hervor.

„Gut“, sagte Doddi kurz.

Im Windfang stellte sie die Kerze auf den Boden. Sie stand vor Lene. Mit den scharfen schwarzen Schlagschatten sah ihr Gesicht besonders kühn und großartig aus.

„Ich glaube“, meinte sie düster, „ich hätte dir das lieber nicht sagen sollen, was? Du hast Angst!“

„Oh“, antwortete Lene, „wenn Sie... wenn du es nicht willst, werde ich es bei mir behalten, denn ich kann verschwiegen sein wie ein Grab.“

Doddi lachte. „Na also“, sagte sie, „fein.“

Sie gab ihr einen kleinen Kuß und dann einen kleinen Klaps und schloß die Tür vor ihr auf.

„Komm bald wieder!“ sagte sie.

Lene trat hinaus. Doddi nickte ihr noch einmal zu, schloß die Tür, nahm die Kerze auf und verschwand. Der schwache gelbliche Widerschein des Lichtes verlor sich schwankend im Dunkel des einsamen Hauses. Es schien Lene ganz unmäßig einsam, ja, schrecklich, dieses große, düstere Haus. Wie kann man nur allein darin wohnen! dachte sie, und eine Angst beschlich sie schon bei der Vorstellung.

Es war ihr überhaupt unheimlich zumute. Klappte jetzt nicht eine Pforte, und raschelten nicht Schritte durchs Gras und kamen näher? Lene drückte sich tief in das dicke, fast baumhohe Gebüsch schräg gegenüber der Haustür, denn sie war erst wenige Meter gegangen.

Ja, es kam jemand. Die Schritte waren schon ganz nahe, und plötzlich trat hinter einem riesigen Rhododendronstrauch ein Mann hervor. Er ging fast zum Greifen nahe an Lene vorüber und stieg die Stufen zum Hauseingang empor, holte einen Schlüssel aus der Hosentasche und schloß damit. Aber das Schloß wollte wohl nicht nachgeben, der Mann stampfte mit dem Fuß, versuchte es wieder, und endlich zündete er ein Streichholz an. Er drehte sich halb um und betrachtete stirnrunzelnd den Schlüssel. Es war Ernst-Albert, Lenes Verlobter.

Fast hätte sie einen Schrei ausgestoßen, so sehr entsetzte sie dieser Anblick. Indessen hatte er die Tür plötzlich aufbekommen, und schon fiel sie seufzend hinter ihm zu.

Lene stand erstarrt. Doch dann fing ihr Herz wie rasend zu schlagen an. Sie betrogen sie! Dieses gefährliche Mädchen, von dem ihre Schwiegermutter immer gesagt hatte, es sei nichts Gutes an ihr, sie stahl ihr ihren Geliebten, ihren zukünftigen Gatten, ihr Glück! Es war ihr, als sei mit einemmal alles Feste unter ihr zusammengerutscht, und in einem gleichmäßigen kindlichen und schmerzhaften Aufweinen hob sie die geballte Faust und schüttelte sie gegen das finstere stille Haus.

Sie eilte die verlassenem Gartenpfade entlang, von dem Reitschen der Zweige gezeigelt, riß die Pforte auf und lief unter den stummen, mächtigen Bäumen des Harvestehuder Wegs dahin, immer vor sich hinweinend, von einem maßlosen, noch nie erprobten Schmerz gepeinigt.

In der Eplanade rief sie ein Auto an.

„Palmaille!“ rief sie mitten aus ihrem Schluchzen heraus. „In die Palmaille nach Altona!“

Denn sie mußte jemandem ihr Herz ausschütten, ihren ganzen wilden Kummer und ihren Zorn, sie wollte Grigol alles sagen, alles, denn er war ja auch betrogen, genau wie sie! Das Auto rollte gemächlich dahin, über die Reeperbahn mit ihren bunten, lebenden Lichtreklamen und hinein in die stilleren Straßen Altonas, aber die schluchzende Lene wahrte von alledem nichts. Sie schrak erst auf, als das Auto hielt.

Das Gesicht ganz naß von Tränen, noch immer schluchzend und aufschnupfend, klingelte sie. In ihrer großen Erregung nahm sie den Finger einfach nicht mehr von dem Klingelknopf.

Ein Mädchen öffnete scheltend, Lene schlüpfte hinein. In ihrer offenen Zimmertür stand die alte Hausdame, auf ihren Stuhl gestützt, doch Lene eilte ohne Gruß und ohne Entschuldigung an ihr vorbei und die Treppen hinauf. Oben stand Grigol, auch er vom Lärm der Glocke aufgeschreckt. Er lehnte über das Geländer und sah hinab. Als er Lene erkannte, lief er ihr entgegen.

„Um Gottes willen!“ stieß er hervor. „Was gibt es jetzt schon wieder?“

„Weißt du“, rief Lene laut aufschluchzend, „weißt du, was Doddi Schlußbad mir eben gestanden hat?“

„Still!“ hauchte er, legte seine Hand über Lenes Mund und schaute horchend ins Treppenhaus hinab; er wandte sein Gesicht zurück und sah Lene hohlwangig mit großen, entsetzt fragenden Augen an.

Da beugte sie sich zu ihm, und alles, was Doddi ihr anvertraut hatte, flüsterte sie heiß, erregt, ohne Pause in sein Ohr.

Grigol schloß die Augen. „Sie ist wahnsinnig“, wisperte er.

Dann aber schaute er wieder um sich.

„Komm“, flüsterte er und zog sie hinter sich her in sein Zimmer.

„Und“, schluchzte Lene, „und sie betrügt dich, sie betrügt dich und mich!“

Grigol drückte die Tür hinter sich zu. Er starrte Lene an und sagte tonlos und leise, doch in einer traumwandlerischen Sicherheit:

„Nein, das ist nicht wahr.“

„Doch!“ rief Lene und brach unter der Wucht ihrer eigenen Anklage in erneutes und heftigeres Weinen aus. „Doch! Sie betrügt uns beide! Sie hat mir schön getan und mir einen Kuß gegeben, aber was weiß ich von der Schlechtigkeit dieser Welt? So wahr ich hier stehe, sie betrügt uns! Oder ist es etwa kein Betrug, wenn ich einem einen Kuß in Liebe und Freundschaft gebe und fünf Minuten später gehe ich hin und habe hinter seinem Rücken die ungeheuerlichsten Heimlichkeiten mit... mit...“

„Mit?“ fragte Grigol, ohne sich zu rühren. „Mit wem? Du mußt dich täuschen.“

„Nein! Mit diesen meinen eigenen Augen habe ich es doch gesehen, denn ich war noch keine fünf Minuten draußen, da kam der andere schon! Grigol!“ Sie ergriff seinen Unterarm und krallte sich mit beiden Händen in seinen Ärmel. „Grigol, sie betrügen uns! Er hatte einen Haus Schlüssel und schlüpfte eins, zwei, drei ins Haus!“

„Wer denn?“

Sie starrte ihn an und schwieg eine Sekunde lang. Dann flüsterte sie großäugig, indes ihr noch die Tränen über beide Wangen rannen:

„Ernst-Albert.“

Grigol beugte sein Ohr.

„Ernst-Albert?“ fragte er. „Was ist mit Ernst-Albert?“

„So hör' doch, Grigol!“ rief sie und schüttelte seinen Arm. „Er ist zu Doddi gelaufen! Hinter unserem Rücken! Jetzt, mitten in der Nacht, zu Doddi in das leere Haus! Er hatte sogar ihren Schlüssel!“

Ein kleines Lächeln huschte um Grigols Mundwinkel.

„Er hatte ihn von mir“, sagte er, „verstehst du das nicht? Er war bei mir und wollte zu ihr, da gab ich ihm meinen Schlüssel, damit Doddi nicht die Treppen runter müsse. Er sollte sie bestürmen, mir die Wahrheit zu sagen...“

Er guckte groß vor sich auf den Fußboden und flüsterte: „Die weiß ich nun ja allerdings auch ohne ihn.“

„Wie?“ stammelte Lene. „Du weißt davon? Du weißt, daß sie sich kennen? Aber ich wußte das ja gar nicht! Ich hatte keine Ahnung!“

Grigol schaute kurz zu ihr auf.

„Ja“, sagte er tonlos, „Ernst-Albert war böse, weil du nicht nett über sie gesprochen hast. Du kennst ihn doch. Er wollte dich auf seine Art dazu bringen, zu ihr zu gehen.“

„Das habe ich ja nun getan“, flüsterte Lene und hing an seinen Augen.

Er aber hörte sie wohl schon nicht mehr, er starrte wieder vor sich hin. Lene hob auf einmal die Hand vor den Mund.

„Grigol!“ rief sie. „Was habe ich getan? Ich habe ihr Vertrauen mißbraucht! Sie hat mir befohlen: sag' keinem ein Wort, am wenigsten Grigol! Grigol, hörst du, hilf mir, vergiß, was ich dir erzählt habe!“

Er nickte vor sich hin.

„Keinem ein Wort“, wiederholte er bitter, und es war, als klänge in seinen bitteren Ton auf einmal auch etwas Liebevolltes und Gerühretes, als er tief in Gedanken hinzusehte: „Am wenigsten Grigol... Glaubt sie also immer noch, ich sei so ein Kind, daß man mir dererlei Dinge zu wissen nicht zumuten dürfe! Wer ist nun von uns beiden das Kind?“

„Grigol!“ rief Lene in großer Angst und schüttelte heftig seinen Arm. „Grigol! Ich beschwöre dich, hilf mir! Ernst-Albert wird es mir nie verzeihen, daß ich nicht Wort gehalten habe, denn in solchen Sachen ist er ganz unberechenbar und unmenschlich streng. Und auch Doddi! Vergiß, was ich dir erzählt habe! Ich will alles wiedergutmachen, denn ich habe sie doch sofort lieb gehabt, und nun soll ich sie schon wieder verlieren?! Vergiß es, Grigol, bitte, bitte, vergiß es!“

Sein Blick kam wie aus dem Weiten zu ihr. Er lächelte schwach und strich ihr kurz übers Haar.

„Hab' keine Angst“, sagte er, „von mir erfährt niemand ein Wort. Du kannst ganz ruhig sein.“

XV.

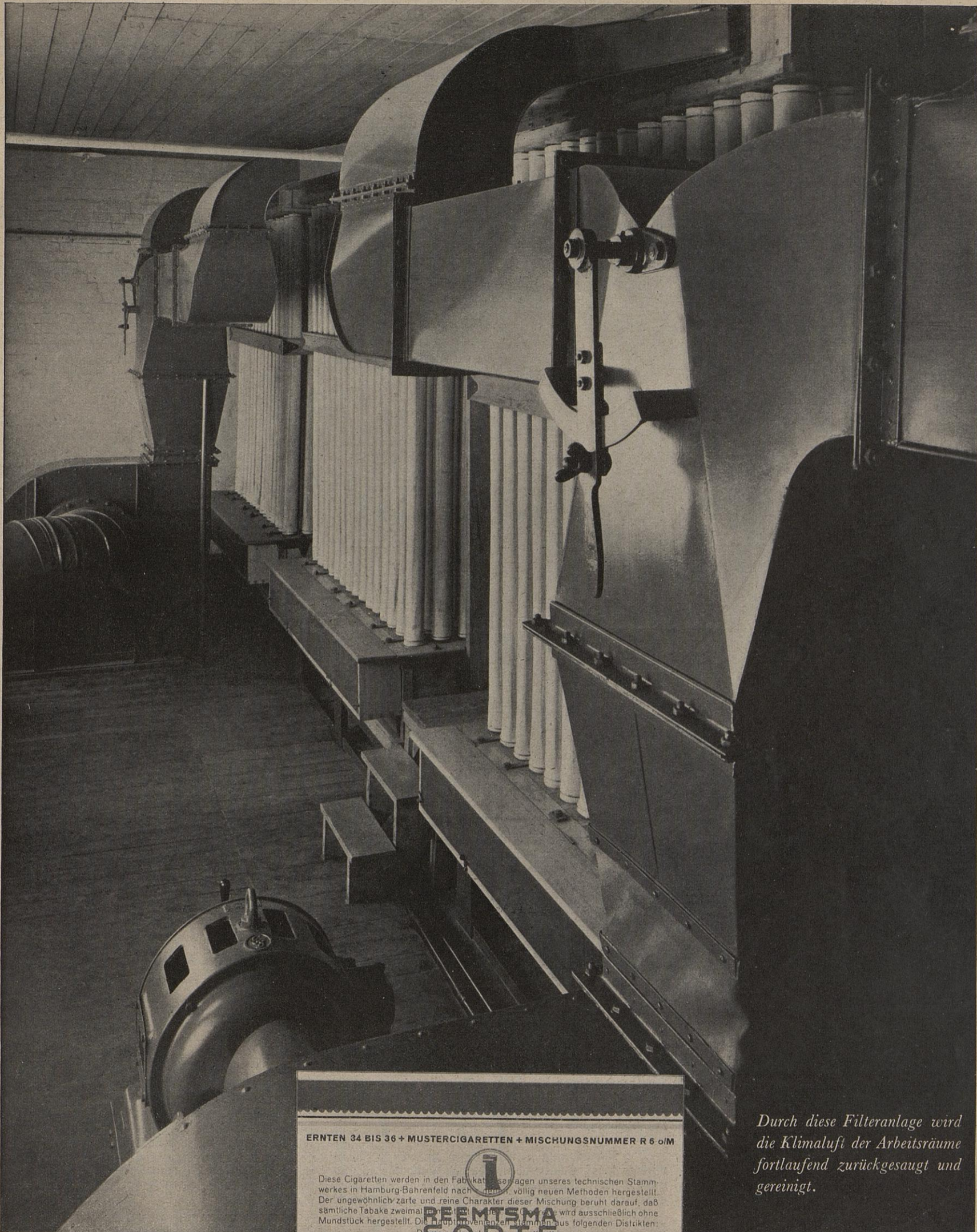
Schütte hatte gute Tage.

Er war mit Helga nach Hamburg zurückgekehrt, und ein zweiter Liebesfrühling war über sein Leben hereingebrochen. Fast hatte er schon vergessen, daß er es einem Unrecht verdankte, wenn er sein Glück in sorgloser Muße genießen konnte. Konnte er doch ruhig zusehen, wie das Geld, das der verstorbene Bruder ihm damals zurückgelassen, langsam, aber stetig zusammenschmolz: am nächsten und an jedem folgenden Monatsersten mußte ja das Geld von der Hammonia-Reederei kommen, „die“ Rente, wie er es ohne nähere Bezeichnung bei sich nannte, denn er war nicht gern daran erinnert, durch welche Maßnahme es die seine geworden war.

Inzwischen ließ er sich's wohl sein. Er bewohnte des Bruders Schlafzimmer und hörte, wenn eben die Sonne mit einem zarten Strahlengefieder in die Stube lugte, voll Vergnügens, wie unten die Pferde aus dem Stall geführt wurden; helltönend und unbeteiligt klappernten die Hufe über das Pflaster. Für ihn war es ein Zeichen, sich noch einmal in seinem Bett umzudrehen und mit einem ersten schönen Gedanken an Helga und an die Freuden, die sie ihm gewährte, sich noch einem kleinen Morgenschläfchen hinzugeben.

Gegen neun Uhr erhob er sich, fuhr in die Pantoffeln, schlappete vergnüglich in die Küche und stellte das Kaffeewasser auf. Er duschte und fühlte sich frisch und jugendlich dabei. Er fuhr in die Kleider, und zwischendurch den Kaffee mit Sorgfalt trichternd, trug er Tischen, Geschirr, die frische Milch und das knusprige Gebäck, das allmorgendlich in einem Beutel am Tür-

Die Ästhetik einer modernen Cigarettenfabrik



Durch diese Filteranlage wird die Klimaluft der Arbeitsräume fortlaufend zurückgesaugt und gereinigt.

ERNTEN 34 BIS 36 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M

Diese Cigaretten werden in den Fabrikationsanlagen unseres technischen Stammwerkes in Hamburg-Bahrenfeld nach völlig neuen Methoden hergestellt. Der ungewöhnlich zarte und reine Charakter dieser Mischung beruht darauf, daß sämtliche Tabake zweimal durch die Filteranlage geleitet werden. Diese wird ausschließlich ohne Mundstück hergestellt. Die Hauptprovenienzen stammen aus folgenden Distrikten:

Die Sorte
 AKKASSER, SINGGI, EUDEMICH, SAMSON.

Die Cigaretten sind Muster in doppelten Fermentation und neuer Fabrikationsmethoden, die zugunsten der Tabakqualität die Ankerherstellung auf das denkbar beste Maß herabsetzen.

H.F.&P.H. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + WERK HAMBURG

*Doppelt
 fermentiert
 4s*

griff hing, nach vorn und hinaus auf den schmalen Balkon.

Er rollte den Sessel auf die Balkonschwelle und nahm Platz. Alles tat und genoß er ruhig und glücklich, trank und kaute voller Behaglichkeit und lehnte sich in seinen Sessel zurück, mit der frisch angebrannten, würzig duftenden Zigarre. Er hielt lesend die Morgenzeitung vor sich, ließ den Rauch in hübschen blauen Ringen aus dem gerundeten Munde vorstoßen und griff dabei dann und wann nach der Tasse.

So ging die Zeit dahin, und er liebte es, die angenehme Stunde bis zum Mittag auszu dehnen. Denn früher konnte er Helga kaum sehen. Sie war nämlich bei aller strahlenden Heiterkeit ein richtiger kleiner Lang- und Siebenschläfer, sie schlief mit unerhörter Inbrunst bis tief in den Tag hinein, die beiden Fäuste kindlich unter der Wange, daß es ausah, als vollbringe sie eine schreckliche Anstrengung. So hatte Schütte, wenn er sie nach Tisch aus ihrem Hotel zum Kaffee abholen wollte, sie schon häufig getroffen, denn in der Unschuld ihres Herzens schloß sie niemals ab. Wenn er sie dann, auf dem Bettrand sitzend, mit einem Kuß erweckte, so blinzelte und schmaßte sie ein bißchen, strahlte ihn aber unvermittelt innig an und sagte: „Das erste, was ich in der Frühe zu sehen habe, bist du.“ Und das war um drei Uhr nachmittags.

Ja, sie wohnte in einem kleinen Hotel am Holzdam; gegen alle Vorschläge Schüttes, doch zu ihm zu ziehen, hatte sie darauf bestanden.

„Man muß es so tun“, hatte sie mit ihrer mütterlich vernünftigen Stimme erklärt, „für den Anstand und für die Leute.“

Vergebens wies Schütte darauf hin, daß es für sie ja sozusagen Leute gar nicht gebe, da weder er noch sie irgendwen in dieser Stadt kenne. Schließlich war er es zufrieden, sie waren ja auch so glücklich.

Sie bummelten durch Stadt und Hafen, Schütte und der kleine „Gymnastikdirektor“ aus Stockholm, sie saßen in den Gastwirtschaften an den Uferhängen der Elbe, tranken unter dem Laubdach der stillen alten Bäume ihren Kaffee und sahen draußen auf dem Strom die ersten Dampfer mit hohen, zurückgelehnten Masten wie mit träumenden Stirnen dem Meer und allen Fernen dieser Erde entgegenreisen. Und Helga meinte: „Wenn wir nicht so traurig arm wären, so wollten wir auch auf einem solchen Schiff ins Meer fahren, auf eine einsame Insel und vielleicht bis Hawaii.“

Er nickte.

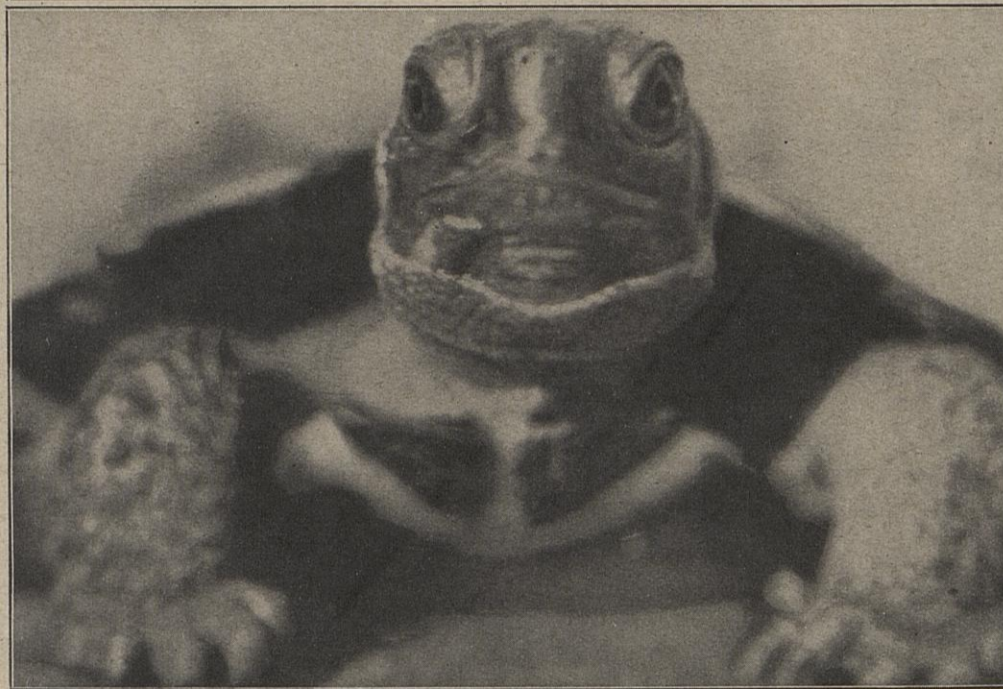
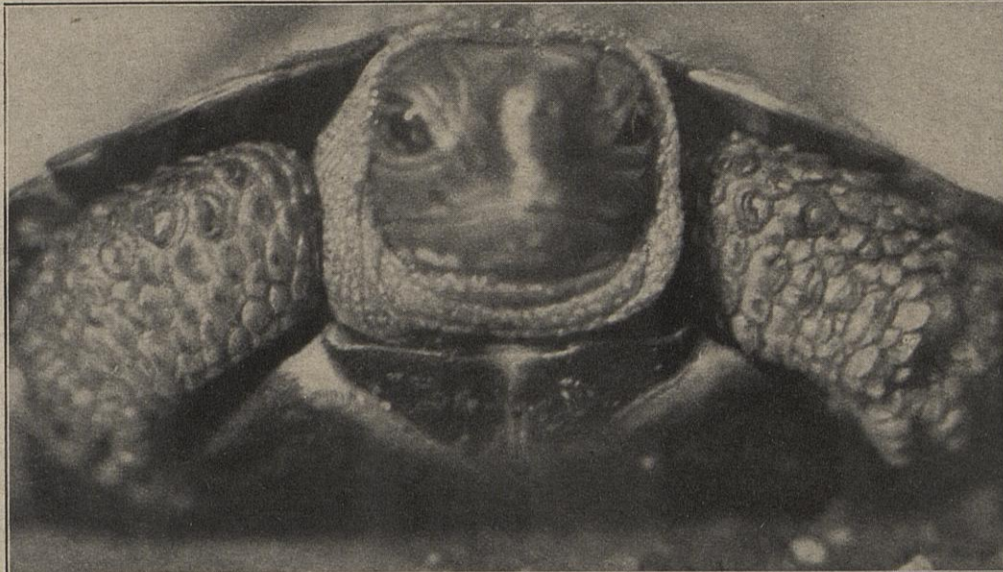
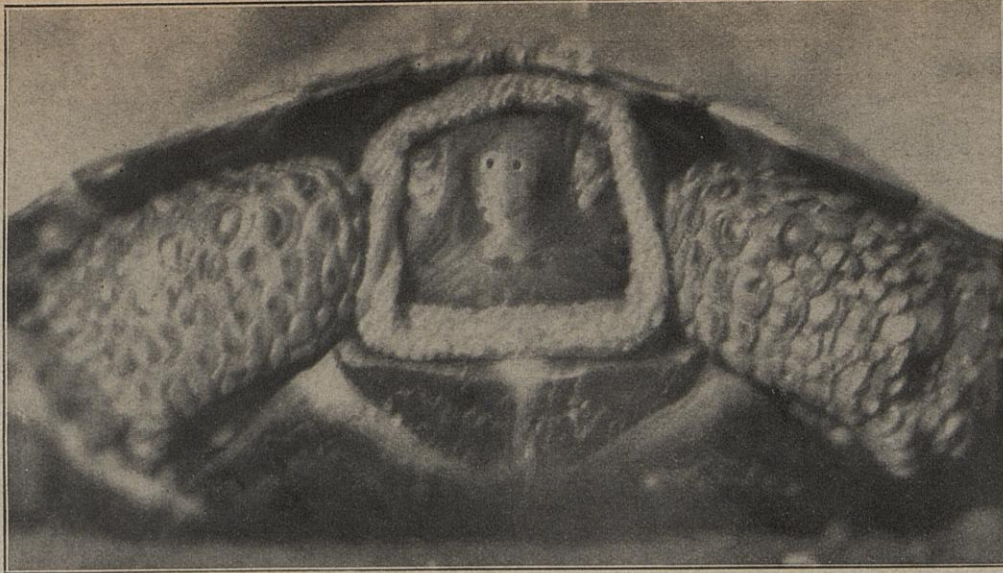
„Du kannst Lotterei spielen“, sagte sie, „sicher gewinnst du das große Los. Und wenn es nur zehntausend Mark sind, wir können schon um die ganze Erde kommen.“

Schütte erschrak: gerade zehntausend Mark, wie auf dem berühmten Konto Barros, Bahia, seines Bruders? Ahnte sie etwas? Sie aber schmiegte sich voll Arglosigkeit an ihn und sagte, indes sie ihn anstrahlte, mütterlich tröstend und warm:

„Du mußt nicht Lotterei spielen, ich liebe dich auch arm.“

Er lächelte. Er verbesserte sie selten, wenn sie ein deutsches Wort verdrehte, denn er fand es so schön, so unwirklich bezaubernd wie sein ganzes Dasein.

Der Abend sank schon, und sie wanderten Arm in Arm ihrer Behausung zu, entweder zu Schüttes Woh-



Eine Schildkröte wacht auf.

Drei Akte, von der Kamera beläufigt.

Fot. Pix

nung in der Kiebitzstraße oder auch zu Helgas kleinem Hotel, und es war still in dem Zimmer, in dem sie zusammen waren, nur mit sich und der jungen Liebe beschäftigt, die sie überkommen hatte wie eine Segnung des Himmels.

Der Monat ging seinem Ende zu. Eines Nachmittags schloß Schütte eben seine Wohnungstür ab und wandte sich in das schon verdämmernde Treppenhaus hinab, da kam ihm der Geldbriefträger entgegengestiegen.

„Tag, Herr Schütte“, sagte er und tippte sich an die Mütze, „Ihre Rente.“

„Fein“, erwiderte Schütte etwas kurz, denn er war nun doch mit Pöhllichkeit aufgeregt, war es doch das erstemal, daß er dieses Geld in Empfang nehmen sollte.

Der Briefträger reichte ihm den Postabschnitt, und während er das Geld, die Scheine und die Metallstücke, aus seiner Tasche zusammenzählte, unterschrieb Schütte in diesem ungewohnten Mißgefühl von Angst und Erwartung. Er gab die Quittung zurück, der Geldbrief-

träger zahlte ihn aus, riß den ihm zukommenden Abschnitt ab und sagte auf einmal verwundert: „Heute haben Sie aber merkwürdig geschrieben. Ganz anders als sonst.“

Der Schreck fuhr Schütte in die Glieder, doch faßte er sich gleich und antwortete mit einem falschen kleinen Lachen: „Ja, hier in der Dämmerung und so im Stehen...“

Er streckte dem Mann etwas hastig ein Fünzigpfennigstück als Trinkgeld hin.

„Danke auch schön, Herr Schütte, und auf Wiedersehen“, sagte er und stieg vor ihm die Treppen hinab.

Schütte, das Geld in der Hand, blieb noch stehen. Mein Gott, dachte er, ich muß Herberts Handschrift lernen, das darf nicht wieder passieren! Wenn man die Unterschrift nun nachprüft? Er war sehr erschrocken, aber er war von Haus aus leichtsinnig. Ach was, sagte er sich, es wird schon gut gehen!

Er stieg die Treppen hinab und beruhigte sich bald, mehr als das, jetzt freute er sich über das Geld. Ich will Helga einen hübschen Abend machen, dachte er, ich will sie zur Feier dieses Rentenempfanges in ein Varietétheater auf St. Pauli führen, und vorher will ich mich schön machen lassen.

Er ging zum Friseur. Er lehnte sich in den Sessel zurück und ließ sich von der weichen, geschickten Hand einseifen, indes er mit geschlossenen Augen den Freuden des Abends entgegenträumte. Der Mann im weißen Kittel tat emsig und stumm sein Werk an ihm, zog mit zwei Fingern die Haut vom Kehlkopf und kratzte und schabte, den kleinen Finger abgestreckt. Da sagte unvermittelt, als sein Gesicht vom Schaum schon fast befreit und also wieder kenntlich geworden war, neben ihm die belustigte Stimme eines Mannes, der inzwischen eingetreten sein und Platz genommen haben mußte:

„Shake-hands, Mister Schütte, guten Tag und ein herzliches Willkommen in der Heimat!“

Schütte öffnete erschreckt die Augen. Im Spiegel über dem Marmorrand mit Haarwasserflaschen und Seifenbecken sah er neben dem seinen ein rundes Gesicht. Die Lippen waren clownhaft zu einem festgehaltenen Lächeln hochgezogen, der Mann hielt sich wohl für einen großen Witzbold. Schütte hatte keine Ahnung, wer das war. Indessen redete der andere schon weiter:

„Dachte ich doch gleich, als ich 'reinkam: ja, wen haben wir denn da? Ist das nicht unser verehrter Herr Schütte? Sie haben sich verändert, Herr Schütte! Und ich fragte mich: ist er es nun, oder ist er es nicht? Sie haben sich verjüngt, Augen wie ein Dreißigjähriger — ich weiß nicht, Sie sehen doch ganz anders aus?“

Ohne sich dessen bewußt zu sein, starrte Schütte den redseligen Menschen entgeistert an, und auch aus dessen Gesicht verschwand plötzlich das Clownlächeln, und er fragte unsicher:

„Oder sind Sie es doch nicht? Kennen Sie mich denn nicht? Doose, den Nachtwächter vom Schuppen 47A?“

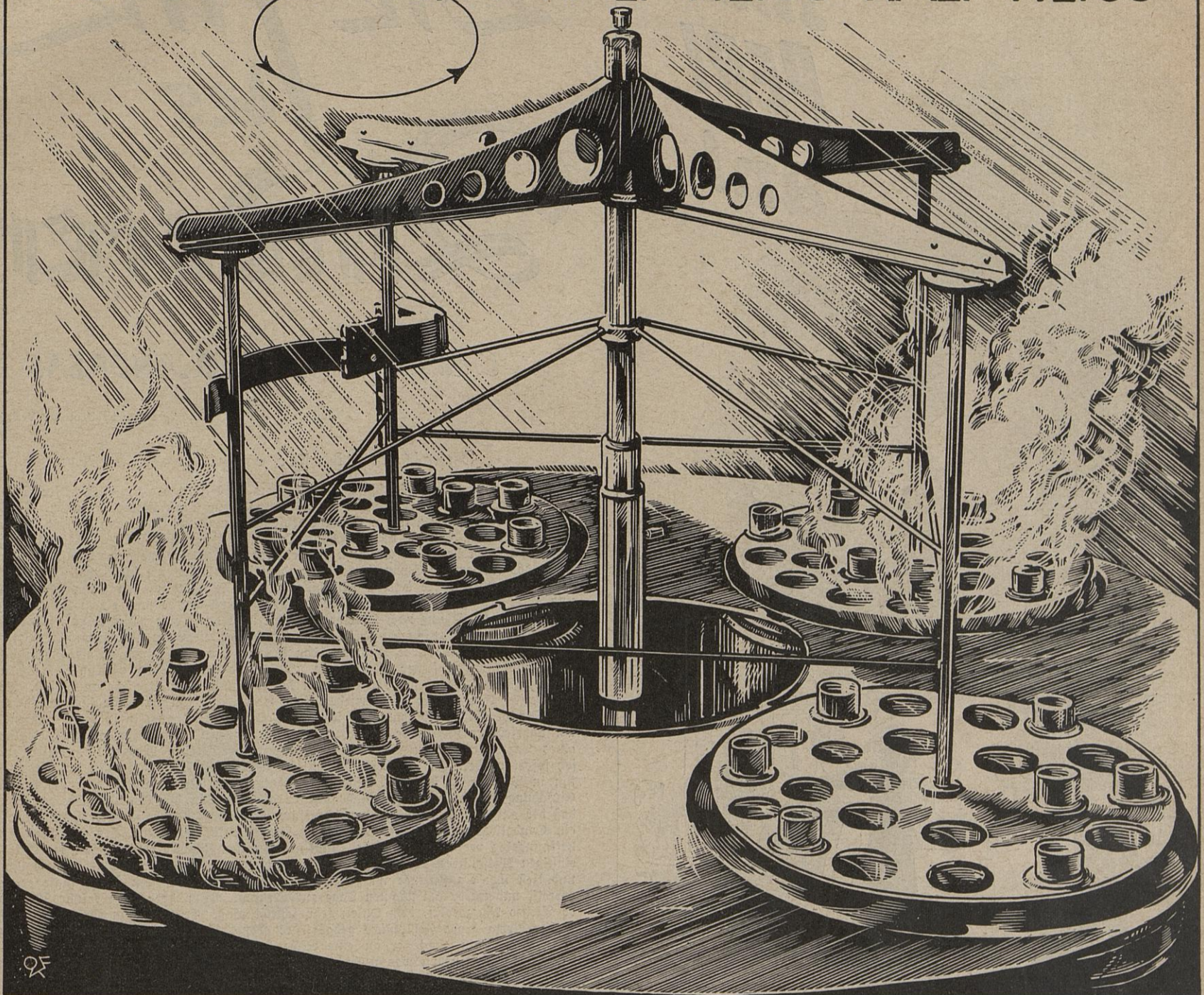
Schütte faßte sich.

„Ach ja“, sagte er, „Doose — natürlich! Entschuldigen Sie, ich war so in Gedanken.“

Das Lächeln in Dooses Gesicht erschien wieder. „Na, sehen Sie!“ sagte er. „Ich dachte mir doch gleich, daß Sie's sind! Aber verändert haben Sie sich! Ja, die Tropen, die kleinen Kreolinnen, haha.“

(6. Fortsetzung folgt.)

HEISS · KALT · HEISS · KALT · HEISS · KALT · HEISS



Man plant, die Thermostate weiter zu entwickeln – man sucht ein Material, das den höheren Anforderungen noch mehr gewachsen ist. (Thermostate werden im praktischen Betrieb des Kühlsystems dauernd auf Temperaturunterschiede beansprucht.) So konstruierte man eigens eine Prüfanlage, die das Material alle 30 Sekunden von 0 Grad auf 100 Grad erhitzt und wieder abkühlt. Unbarmherzig,

Stunde um Stunde, Tag und Nacht, 40000 Erhitzungen und Abschreckungen an einem einzigen Werkstück. Solange und immer wieder, bis das Konstruktionsprinzip und Material gefunden ist – das einzig und allein die OPEL-Ingenieure interessiert: das Bessere. Würdig, an seiner Stelle mitzuarbeiten, an den großen, immer neuen Aufgaben der Zukunft. OPEL-Planarbeit!

OPEL

der Zuverlässige



Fang den Tag mit PERI an!



Ein Gebot des Taktes

Ist es, daß man seinen Mitmenschen nicht den Anblick einer mit Stoppeln übersäten Gesichtshaut zumutet. Besonders, wenn Sie abends etwas vorhaben, sollten Sie größten Wert auf gründliches Rasieren legen. Nehmen Sie PERI Rasier-Creme, dann sind Sie schnell damit fertig und freuen sich über Ihre vorbildlich glatte Haut, die nicht spannt. Diese hautschonende PERI-Rasur können Sie noch vervollkommen durch die extra dünne, handgeschliffene, fachmännisch geprüfte PERI Rasier-Klinge für 18 Pfg.

DR. KORTHAUS vorm. Dr. M. Albersheim

PERI Rasier-Creme und Rasier-Klinge

Tube M 1.- u. -.50

Die Tür des Wunderen

Erzählung von FRED ANDREAS

Copyright 1939 by Deutscher Verlag, Berlin

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

In einer stürmischen Herbstnacht des Jahres 1910 lernt der Erzähler dieser Novelle auf dem Markus-Platz in Venedig den deutschen Ingenieur Ernst Mederow kennen. Er sitzt einsam vor einem Kaffeehaus in einem Korbsessel, ein Mann von etwa dreißig Jahren, und blickt in trübem Sinnen vor sich hin. Seltsam ist der Schicksalsweg, der Mederow nach Venedig geführt hat. Als Dreizehnjähriger trat er, damals eine arme Waise, in die Untertertia des Karlsruher Gymnasiums ein und geriet bald in eine schwärmerische Begeisterung für seinen zwei Jahre älteren Mitschüler Attilio Mazzocolin, den Sohn eines Italieners und einer Deutschen. Seine begeisterte Anhänglichkeit wurde nach einem Jahre bitter enttäuscht. Die Versekung nach Obertertia feierte man durch eine „Bierneipe“, für die Attilio eine „Bierzeitung“ zusammenstellte. Alle Mitschüler ulkte er in harmlosen Versen und Karikaturen an, nur über Mederow, den Primus der Klasse, goß er die Schale boshafter Verhöhnung wegen seiner Armut aus. Mederows Begeisterung verwandelte sich in Haß, doch die Rache, die er sich vorgenommen hatte, konnte er nicht mehr ausführen. Nach den Osterferien kam Attilio nicht wieder, sein Vater ließ ihn nunmehr in Italien erziehen. Ein Stachel aber blieb immer in Mederows Seele zurück, auch in späteren Jahren, als er ein angesehenes Ingenieur geworden war. Sein Beruf führte ihn oft nach Italien, und eines Tages traf er in Mailand ganz unvermutet Attilio Mazzocolin. Beide erkannten sich sofort wieder. In überströmender Lebenswürdigkeit lud Mazzocolin den Ingenieur ein, ihn in Venedig zu besuchen. Alle Empfindungen in Mederow sträubten sich dagegen, die Einladung anzunehmen, schließlich fuhr er aber doch in die Lagunenstadt, da er glaubte, daß der andere jene häßliche Rennläuferaffäre längst vergessen habe. In Venedig brachte ihn ein Gondoliere zum Palazzo Mazzocolin, einem einstmalig prunkvollen Bauwerk mit einer hoffnungslos verfallenen Fassade. In einem dunklen Zimmer empfing ihn der Onkel seines einstigen Mitschülers, der ebenfalls Attilio Mazzocolin hieß. Er bewillkommnete ihn höflich und ließ ihn ein Zimmer im zweiten Stockwerk herrichten; sein Neffe, sagte er, sei noch verreist und werde am nächsten Tage zurückkehren. Beim Abendessen erfuhr Mederow, daß es Attilio Mazzocolin, dem Onkel, sehr schlecht ging. Er hatte als Besitzer einer Häufelmaier-Firma große Fehlschläge gehabt, der größte Teil der Einrichtung des Palazzo war verpfändet. Nun dachte er an eine reiche Heirat. „Schließlich bin ich noch kein Greis“, so erklärte er seinem etwas verdutzten Gaste. „Es haben schon andere Männer in meinen Jahren geheiratet.“ Im Geiste sah ihn Mederow eine vermögende ältere Witwe zum Traualtar führen.

„Schließlich habe ich noch sechs Monate Zeit“, fuhr Mazzocolin fort, „ja... soviel Frist haben mir meine Gläubiger immerhin gegeben, ehe sie mir das Haus ausräumen... das Haus meiner Väter...“

Als ich ihn fragte, erzählte er, daß die Mazzocolins aus der Levante — Genuesen wisse man nicht mehr — nach Venedig eingewandert seien und seit etwa zweihundert Jahren in diesem Palazzo wohnten. Er selber sei allerdings ein zweiter Sohn, sein Bruder (Vater seines Neffen Attilio) sei sehr viel älter gewesen; aber bei seinem Tode habe er viele Schulden übernommen und das Haus auf diese Weise für sich gerettet. Seinem Neffen, meinem Freund, sei es immer noch lieber gewesen, als wenn das Familienhaus in fremden Besitz übergegangen wäre. Freilich sei es teuer zu halten, und bei dem schweren geschäftlichen Verlust, der ihn kürzlich betroffen, habe es vielleicht überhaupt keinen Sinn, es halten zu wollen.

Ich fand sein Gefühl für Familientradition schön und vorbildlich, wenn ich all die Opfer bedachte, die Mazzocolin bringen mußte, und verzieh ihm beinahe die Mitgiftjägererei, zu der er sich so offen bekannt hatte. „Ich wünsche Ihnen“, sagte ich, „daß Sie eine gute Partie finden. Denn es wäre wirklich schade um all die schönen Sachen. Oder vielleicht sind Sie weiter, als Sie andeuten, Signor Mazzocolin... und man darf schon gratulieren?“

Er schüttelte den Kopf. „Noch nicht...“ Gleich darauf verbesserte er sich und sagte schnell: „Das heißt... ich, für meinen Teil, habe natürlich schon gewählt. Aber die junge Dame wird erst im Januar mündig, und bis dahin muß ich mich zurückhalten.“

Möglich war mir der ganze Mensch widerwärtig. Ich schwieg also, und Mazzocolin, der mein abweisendes Gesicht bemerken mochte, verstummte ebenfalls. Schließlich wechselte er mit raschem Entschluß das Thema und begann von seinem Neffen zu sprechen. In Karlsruhe also, in der Schule, hatte ich Attilio gekannt? Ja, seine Mutter war eine Deutsche gewesen, eine Süddeutsche... daher die ausländische Erziehung. Freilich mit fünfzehn oder sechzehn Jahren hatte ihn sein Vater heimgeholt.

Es fiel mir auf, daß Mazzocolin, der Ältere, trotz allem ganz ohne Wohlwollen,

ja mit einer gewissen Geringschätzung, von seinem Neffen sprach, so als ob er ihn als Menschen und als Geschäftsmann nicht ganz ernst nehme.

„Was treibt er eigentlich?“ fragte ich. „Welcher Art ist sein Geschäft? Wir hatten keine Zeit, darüber zu sprechen.“

Mazzocolin stieß ein dünnes, verächtliches Lachen aus. „Er hat kein Geschäft. Er ist Angestellter bei mir, Agent. Er läuft und reißt herum, um den Leuten die Objekte anzubieten, die ich zum Verkauf oder zur Vermietung habe. Er bekommt eine kleine Provision, wenn er was zustande bringt, aber ich kann Ihnen im Vertrauen sagen, daß er davon nicht leben kann. Ich muß ihn auch noch mit barem Geld unterstützen.“

Ich konnte nur den Kopf schütteln. Attilio ein kleiner Agent, mit so wenig Einkommen, daß er auf Zuschüsse eines Verwandten angewiesen war — das war die Karriere des strahlenden, geistvollen Jungen, den ich in Untertertia angeschwärmt hatte? Weiter hatten ihn seine Gaben nicht gebracht? Grade von ihm, der mit der Schule so schlecht fertig wurde, hatte ich im Leben einen meteorhaften Aufstieg erwartet. Und nun war er ein wenig erfolgreicher Angestellter seines Onkels, und sein ganzer Daseinszweck bestand darin, Käufer für Häuser und Grundstücke zu finden...

Ich versuchte herauszufragen, warum Attilio nicht mehr im Hause wohne, und ob er denn wirklich ein möbliertes Zimmer schöner und bequemer finde als das weite Familienhaus. Aber Herr Mazzocolin äußerte sich nur kurz über die Sache und widersprach sich sogar dabei, indem er in einem Atemzug sagte, daß alle jungen Leute ihre Freiheit wollten und daß er Attilio nahegelegt habe, sich von ihm zu trennen. Was ich verstand, war jedenfalls, daß Attilio nicht gegangen war, weil ihn die trostlose Dede des Hauses plagte, sondern daß sich zwischen ihm und seinem Onkel Dinge von solcher Peinlichkeit ereignet hatten, daß er zu gehen gezwungen war. Trotzdem sprach der ältere Mazzocolin nicht gehässig von ihm, sondern nur ein bißchen geringschätzig.

Ich hütete mich, durch weitere Nachforschungen eine gespannte Stimmung zu schaffen, und gab mich damit zufrieden, daß mein Wirt mir versicherte, Attilio werde morgen früh aus Mailand zurückkommen und vorläufig wieder im Hause wohnen. Allzu heftig konnte also der Familienzwist nicht gewesen sein.

Als wir die Mahlzeit beendet hatten, verabschiedete ich mich von Mazzocolin. Er wünschte mir eine gute Nacht und bat mich, ihn morgen beim Frühstück zu entschuldigen; er habe schon sehr früh in Mestre zu tun.

Ich war froh, ihn los zu sein. Im ganzen hatte er mir nicht gut gefallen. Aber meine Abneigung war doch auch wieder nicht so schlimm, daß ich mir Gedanken gemacht und mein Kommen bereut hätte. So wichtig war das alles nicht. Ich hatte zu den vielen sonderbaren Käuzen, die ich schon kannte, noch einen weiteren kennengelernt, und damit gut.

VI.

Es war noch früh, aber ich gab den Gedanken, Venedig bei Nacht und allein erforschen zu wollen, gleich auf. In meinem Zimmer konnte ich in Hausschuhen und ohne den Stehtragen noch eine letzte Zigarre rauchen, und dann war das Bett nahe.

Als ich zu der Treppe kam, die zum oberen Flur führte, hörte ich von unten, aus der Richtung der Halle, Stimmen. Die eine kannte ich, es war die von Signora Gobbo. Die andere war klingend und lieblich, ich konnte mir nur ein junges, etwas schüchternes Mädchen vorstellen, das so sprach. Neugierig blieb ich auf den untersten Stufen stehen und lauschte. Wenn ich sage, ein schüchternes junges Mädchen, so meine ich nur den Stimmklang, der etwas Rührendes und Zartes hatte. Daß die Sprechende nicht wirklich schüchtern und gedrückt war, bewiesen mir die Worte, die sie sagte. Es handelte sich um Haushaltsangelegenheiten, die wohl mit meinem Hiersein zusammenhingen. Das junge Mädchen — wenn es eines war und nicht vielleicht doch eine Frau — sagte freundlich, aber mit großer Entschiedenheit, an, was morgen zum Frühstück zu geschehen habe, und Signora Gobbo, der zu befehlen ich mich gefürchtet hätte, antwortete ganz bescheiden, daß sie es so und nicht anders machen werde, „si, signorina...“

Ein Fräulein also, eine junge Dame. Es war kein Stubenmädchen gewesen, das ich oben in dem Zimmer an der Treppe hatte singen hören. Ein Fräulein, das im Hause etwas zu sagen hatte, eine Dame, der Signora Gobbo widerspruchslos gehorchte.

Schließlich ging unten eine Tür, und ich hörte nichts mehr. Ich setzte meinen Weg fort, und als ich auf den oberen Flur kam, sah ich zu meinem Erstaunen, daß das

Zimmer an der Treppe offenstand und daß heller Lichtschein aus der Tür fiel. In diesem Hause wurde so peinlich mit Licht gespart, und doch wagte es die Dame, wer immer sie sein mochte, die Lampe in ihrem Zimmer brennen zu lassen, wenn sie es, für wer weiß wie lange, verließ...

Ich konnte mit einem Blick den ganzen Raum übersehen. Es war nichts Besonderes daran — ein einfaches Damenschlafzimmer, aber es mutete mich an wie eine Dase in der Wüste. Es war nämlich gemütlich. Nicht nur brannte der Deckenleuchter, sondern es leuchteten auch noch zwei Birnen am Frisiertisch, und auf dem Fußboden stand ein kleiner elektrischer Heizofen, der rötlich glühte und eine Wärme verbreitete, die ich hier draußen noch spürte. Jawohl, einen Teppich gab es! Einen großen, dicken Smyrnateppich, und alles war modern und gemütlich und schön, und mit dem teuren Strom wurde hier gewüffelt, als ob es in dem verschuldeten Haus überhaupt keine Rolle spiele.

Wer konnte die Dame sein? Warum war sie, da sie doch hier wohnte, nicht zum Essen gekommen?

Es gab eigentlich nur eine einzige Erklärung: die Dame war eine Gläubigerin, sie hatte so viel auf das Haus und die Möbel geliehen, daß sie mit ihren Sachen eingezogen war und hier lebte, um wenigstens die Zinsen abzuwöhnen. Daher ihre Sorglosigkeit, ihre Großzügigkeit und Mazzocolins Unfähigkeit, einer Verschwendung zu steuern, die nur ein Zurücknehmen war.

Ein bißchen belustigt ging ich in mein Zimmer, machte mir's bequem und rauchte genießerisch meine Zigarre. Ich bin sonst nicht schadenfroh, aber ich gönnte es Mazzocolin, daß er einmal bei seinen Pumpgeschäften, die er sich bei Damen gewiß leicht und angenehm gedacht hatte, an eine Ebenbürtige geraten war. Jetzt mußte er im Dunkeln hocken, um den Strom wieder einzusparen, den seine energische Gläubigerin aus allen brennbaren Birnen und Heizapparaten, ohne auch nur im Zimmer zu sein, bei offenen Türen und Fenstern nutzlos verschwendete! Kein Wunder, daß er reich heiraten wollte, um diesen Quälgeist loszuwerden.

Allmählich wurde mir kalt an den Füßen, und da ich, um den Rauch hinauszulassen, das Fenster öffnen mußte, begann ich elend zu frieren. Der Wind, der an den leichten Flügeln rüttelte, trieb eine kalte Nässe ins Zimmer, die mich schauern machte. Lieber im Rauch



Wird man durch Schnee schöner?



Häufig hört man sagen: wer sein Gesicht mit Schnee abreibt, bekommt ein schöneres, frischeres Aussehen. Vielleicht liegt ein Körnchen Wahrheit darin. Auf die Dauer aber verträgt man es wohl nicht, denn mancher bekommt ja schon von der Schneelust eine spröde und harte Haut. Wichtig ist es für alle, die Haut zu kräftigen und wetterfest zu machen, damit sie dem dauernden Wechsel von naß und trocken, warm und kalt standhält. Dazu gehört eine Creme, die besonders tief in die Haut hineindringt, sie richtig durchsättigt und geschmeidig macht. Das tut Nivea-Creme in Folge ihres Gehaltes an hautverwandtem Glycerin. Also: ist's naß und kalt, dann Nivea!

Nivea-Creme in Dosen zu 12, 22, 50 und 90 Pfennig, in Tuben zu 30 und 50 Pfennig



Schönere Figur durch:

Felina

Büstenhalter **Felina B 1368**, Spezialmodell für mittlere und starke Figuren, aus schwerem Atlas und guter Spitze, elegante Ausführung, mit wasch- und kochechter Bruststütze. Gr. 4—10. Farbe lachs, blau RM. 3,95

Hüftgürtel **Felina-Ultra**, für vollschlanke und starke Figuren, aus strapazierfähigem Jacquard und Seidengummi, mit oder ohne Rückenschnürung. Größe 70-100. Farbe koralle . . . RM. 10,75

Bezugsquellen-Nachweis durch:
KORSETTFABRIK FELINA
MANNHEIM

In einem Jahr
1200
neue Kleider



Mäntel, Kostüme, Blusen usw.; außerdem rund 140 Handarbeits-Vorlagen; etwa 50 Schnitte-, Handarbeits- und Bügel-Bogen als Beilagen; alle Schnittbogen mit dem wertvollen Schattenschnitt. Dazu: modische Kleinigkeiten und Zubehör vom Hut bis zum Schuh, schneidertechnische Tips und praktische Winke. Außerdem: interessante Interviews mit bekannten Modeschöpfern, Romane u. v. a. Das ist die stattliche Jahres-Bilanz der „Modenwelt“, des neuartigen, bunten Modenblatts

für wählerische Frauen

das immer Ende des Monats erscheint. Besorgen Sie sich einmal das neuste Heft. Darin ist viel für Feiern, Feste, Fasching, für Nachmittag und Abend und auch für Kinder und Vollschlanke. Die

MODENWELT 80 PF

gibt es in Buch-, Papier- und Zeitschriften-Handlungen. Zu beziehen auch durch die Post. Deutscher Verlag, Berlin

schlafen als mit den Zähnen klappern, dachte ich, und schloß die Fenster. Draußen war es still und dunkel, nur in wenigen Häusern brannte noch Licht. Ganz in der Ferne hörte man undeutlich Gesang. Ich kleidete mich aus und ging zu Bett.

*

Diese Nacht wird mir unvergeßlich bleiben. Das Bett war so eiskalt und so feucht, daß ich zweimal aufstehen mußte, um mich zu trocknen. Die Luft roch nach kaltem Zigarrenqualm, und meine Müdigkeit verschwand in dem Maße, wie mein Aerger wuchs.

Meine Bemühungen, die Aufregung zu meistern, scheiterte daran, daß es plötzlich draußen lebendig wurde. Wo noch vor einer halben Stunde paradiesische Ruhe gewaltet hatte, da dröhnte jetzt ein blecherner Grammophontrichter, der den Sontscharakter einer rostigen Gießkanne besaß. Es war zum Rasendwerden.

Um Mitternacht hauchte der Schallplattenapparat mit einem letzten Köcheln aus. Und dann war es zehn Minuten still. Ich konnte zwar nicht schlafen, aber immerhin konnte ich denken. Ich dachte an meinen „Freund“ Attilio und verfluchte mich selbst wegen der Dummheit, in dieses Haus gegangen zu sein. Ich dachte an den alten Mazzocolin und an die Dame, die sich bei ihm eingenistet hatte, um ihre Zinsen abzuwohnen. Merkwürdig, was diese Frau für eine liebe, zarte Stimme hatte...

Plötzlich fiel mir etwas Furchtbares ein. Es brauchte ja gar nicht wahr zu sein, daß die Bewohnerin des Zimmers eine geldverleihende Geschäftsfrau war! Es gab eine Erklärung, die ebenso natürlich und dabei viel schlimmer war: angenommen zum Beispiel, Mazzocolin hatte das noch nicht mündige junge Mädchen, dessen Geld er zu heiraten gedachte, schon im Haus... warum nicht? Jemanden vorwand, sie auf längere Zeit einzuladen, würde er wohl gefunden haben. Und wenn es so war, so erklärte sich auch alles andere ganz leicht. Er hatte ja Grund genug, sie mit allem Komfort zu umgeben, den er ihr überhaupt bieten konnte. Wieviel es auch kostete, es war ja nicht weggeworfen, es war Geld, das er in ein ausichtsreiches Geschäft steckte.

Ich fand den Gedanken so empörend, daß ich Herzklopfen bekam, aber in der nächsten Minute konnte ich wieder nicht daran glauben. Würden die Eltern des reichen jungen Mädchens es zugeben, daß sie bei Mazzocolin, einem ältlichen Junggesellen, Wohnung nahm? Und wenn sie es zugegeben hätten — würde das Mädchen, daß gewiß Besseres gewöhnt war, sich von einem bißchen Licht und Wärme und einem Teppich unter den Füßen betören lassen, den Alten zu heiraten? Nein, niemals...

Sin und her gerissen von widerstreitenden Gedanken, konnte ich den Schlaf, den ich so dringend brauchte, nicht finden. Als ich endlich ruhiger wurde, kamen ein paar Männer in die Gasse, stellten sich genau vor meinem Fenster auf und begannen, sich laut und gemütlich Wiße zu erzählen. Ihr unbekümmertes Lachen marterte mich. Es waren nicht mal gute Wiße. Schließlich schwiegen sie unvermittelt; ich dachte schon, sie seien gegangen. Doch sie belehrten mich mit dem jähen Ausbruch eines Streits, daß sie noch da waren. Sie stritten sich mit lauten Stimmen fast anderthalb Stunden lang. Dann waren sie plötzlich stumm, als hätte es sie nie gegeben. Ich lag eine weitere halbe Stunde wach, um wenigstens ihre abziehenden Schritte zu hören — vergeblich. Es war, als hätte sie alle vier oder fünf die Erde verschlungen. Ein neues Phänomen, das neues Grübeln verlangte.

Als ich wieder ein bißchen müde wurde, begann es über der Zimmerdecke zu rollen. Ich konnte mir nicht denken, was da im nächsten Stockwerk vor sich ging. Es klang wie Regeln mit zu kleinen Kugeln, dafür war es aber nicht regelmäßig genug. Erst als das, was ich für Kugeln hielt, zu pfeifen begann, begriff ich, daß es Ratten waren. Natürlich, warum sollten es keine Ratten sein? Überall, wo Wasser ist, gibt es auch Ratten. Aber das Pfeifen war gemein.

Warum roten sie die Biester nicht aus? dachte ich. Kommt denn niemand auf den Gedanken, eine tüchtige Hauskatze anzuschaffen?

Wie es damit im Hause Mazzocolin bestellt war, weiß ich heute noch nicht. Aber in jedem andern Haus der Gegend gab es Katzen. Sie versammelten sich alle vor meinem Fenster auf der Gasse und trieben es, daß ich bald wahnsinnig wurde.

Ich stand auf, ergriff den großen Wasserkrug und goß ihn durchs Fenster. Das Getier fauchte einmal öfter als sonst, doch davon abgesehen, blieb alles beim alten. Sie murrt und purrt und jaulten, es müssen Duzende gewesen sein.

Allmählich verzogen sie sich, aber da war es schon hell. Bald danach läutete es von allen Kirchen und Kapellen zur ersten Frühmette, und dann hörte ich schon wieder Schritte auf der Gasse, und als ich mich an die gewöhnt hatte, erschienen mit fröhlichem Singen die Gondolieri der Markttähne. Sie sangen zwei-, drei- und vierstimmig, und es war sehr schön, besonders weil sie zwischendurch so lustig waren und einander ihre Neckereien zuriefen — nur schlafen konnte man eben nicht. Die Nacht war unwiederbringlich dahin.

VII.

Als ich zum Frühstück hinunterging, stand sie auf dem Flur vor dem Eßzimmer. Ich wußte gleich, daß sie es war.

Ich hätte sie auf höchstens achtzehn oder neunzehn geschätzt. Sie hatte ein liebes, sehr hübsches Gesicht, ein Gesicht von unendlicher Reinheit und Arglosigkeit. Sie stand in dem kleinen Sonnenstreifen, der durchs Fenster fiel, und hatte die ganze keusche Süße einer gutgelauten jungen Heiligen. Auf ihrem schwarzen Haar tanzten Lichtreflexe, ihre Nase war zierlich und ganz gerade, und so blaue Augen, wie sie hatte, habe ich nie gesehen. Sie lächelte und streckte mir die Hand entgegen — ein Anblick von solchem Zauber, daß er mir das ganze Grauen der Nacht aufwog.

„Ich wollte Sie gestern abend noch begrüßen“, sagte sie, während wir uns die Hand schüttelten, „aber Sie gingen so schnell hinauf. Ich heiße Marcella Fontana.“

Ich konnte sie nur anschauen. Endlich stammelte ich meinen Namen.

Es ist schwer, den jugendlichen Reiz und den frischen Zauber eines Mädchens zu schildern. Ich kann nur sagen, sie erinnerte mich an einen Garten in der Morgenfrühe. Es war soviel stille Heiterkeit in ihr, sie war so zart wie der erste Duft aus einem bunten Blumenbeet. Sie war weder von klassischer Schönheit (trotz der Nase, die jede griechische Aphrodite geziert hätte), noch hatte sie sonst etwas Auffallendes oder Einzigartiges an sich. Es war einfach der Hauch ihrer Jugend, ihr offenes, vertrauliches, liebenswertes Wesen, das durch ein hübsches Gesicht und einen gutgewachsenen zarten Körper doppelt mächtig ansprach. Ein wunderbares Geschöpf. Ich fühlte mich hingerissen, ohne auch nur im geringsten

so etwas wie Liebe zu spüren. Ich dachte nur: „Geh nicht weg! Bleib... bleib!“

Sie schien nichts davon zu merken, wie sie auf mich wirkte. Ganz unbefangen kam sie mit mir ins Zimmer und leistete mir beim Frühstück Gesellschaft, ohne selber zu essen. Sie war viel früher aufgestanden und hatte schon eine Stunde im Hospital hinter sich.

„Im Hospital, Signorina?“ fragte ich erschrocken.

„Ja — ich nehme einen Kursus“, entgegnete sie ruhig, „einen Krankenpflege-Kursus. Ich will nicht Krankenschwester werden, aber ich hab's der Mutter Oberin versprochen...“

Sie brach ab und erklärte mir, sie sei im Kloster aufgewachsen, in der Nähe von Perugia; „Erst vor ein paar Monaten hat mich Onkel A geholt.“

„Onkel A?“ fragte ich verdutzt. Ich glaubte mich verhört zu haben.

„Signor Mazzocolin“, erklärte sie. „Er ist kein Onkel von mir... ich nenne ihn bloß so, weil ich es schon als Kind getan habe. Er war ein guter Freund meines

Vaters. Mein Vater ist schon lange tot, meine Mutter auch.“

„Oh“, sagte ich nur.

„Onkel Attilio kann ich doch nicht mehr sagen“, fuhr sie unbekümmert fort.

„Warum nicht?“ fragte ich.

Sie wurde ein bißchen verlegen. „Wie soll ich denn sonst Attilio nennen? Seinen Neffen, meine ich. Sie kennen doch Attilio, nicht wahr?“

„Ja.“

„Ich...“ Sie wurde noch verlegener. „Ich... wir... wir sind nämlich verlobt.“

Ich fühlte, wie mir ein feiner Stich mitten durchs Herz fuhr. Weiß Gott, ich war nicht verliebt in dieses Mädchen, ich war nur von einer grenzenlosen jähren Sympathie überwältigt. Aber der Gedanke, daß Attilio Mazzocolin, den ich so lange Jahre gehaßt hatte, mit ihr verlobt war, trieb mir das Blut ins Gesicht. Ich war beinahe so rot wie sie, als wir uns jetzt anschauten.

„Aber um Gottes willen...“, sagte sie plötzlich er-

regt, „erwähnen Sie es nicht vor dem Onkel... es ist alles ganz heimlich... er darf es nicht wissen. Ich hab's Ihnen nur gesagt, weil Sie Attilios Freund sind... Onkel A hat es mir heute morgen erzählt, ehe er wegfuhr...“

„Haben Sie keine Angst, Signorina“, sagte ich ernst, „ich werde es nicht erwähnen.“

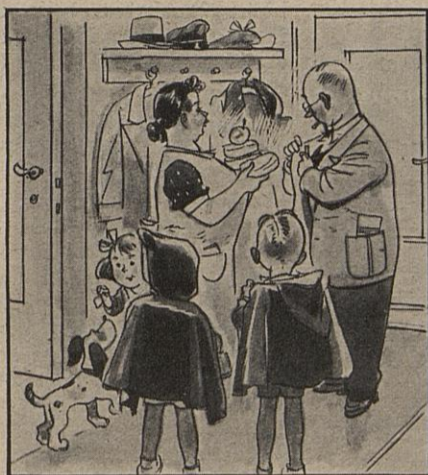
Sie schenkte mir noch einmal Kaffee ein und erzählte überstürzt von Attilio, den sie jeden Augenblick erwartete. Er hatte hier im Hause gewohnt, als „Onkel A“ sie aus dem Kloster geholt hatte. Damals hatte sie mit Attilio Freundschaft geschlossen. „Und dann ging es schnell“, sagte sie, „wir liebten uns. Ich war so glücklich... und er auch.“

Aber das Glück hatte nicht lange gedauert. Onkel A war wohl mißtrauisch geworden und hatte seinen Neffen kurzerhand aus dem Hause entfernt. Wenigstens war das meine Auffassung, obwohl Marcella behauptete, der Onkel sei völlig ahnungslos, und Attilio sei wegen eines geschäftlichen Zwistes ausgezogen.

(3. Fortsetzung folgt.)



Das Frühstück ist wichtig für die Stimmung des ganzen Tages, denkt Mutter Kluge.



Sie sorgt dafür, daß jeder seine Butterbrote mitbekommt. Aber das ist noch nicht alles...



Es tut ihr immer leid, wenn der Mann aus der warmen Stube heraus muß, um ins Geschäft zu fahren. Früher erkältete er sich leicht dabei.



Sie gibt ihm und auch den Kindern jetzt immer Wybert mit. Ob's windet, regnet oder schneit: Wybert schützt vor Heiserkeit!

Miele
Staubsauger
RM 58.- bis 130.
Günstige Ratenzahlungen gegen mäßige Zuschläge.
Lieferung durch die Fachgeschäfte.
Mielewerke A.G. Gütersloh/Westf.

Heute geht er zweimal in seinen alten Anzug hinein...

Ist es denn möglich, in kurzer Zeit erheblich abzunehmen? Heute kann man diese Frage erfreulicherweise ohne weiteres bejahen. — Es ist eine Erkenntnis der modernen Wissenschaft, daß das Dickwerden nicht so sehr mit dem reichlichen Essen zusammenhängt als vielmehr mit einer falsch gesteuerten Nahrungsverwertung. Diese Ueberlegung liegt den Dragées Neunzehn zugrunde. Sie sind ein Ergebnis der Forschungen des Universitätsprofessors Dr. med. H. Much. Mit Hilfe von Dragées Neunzehn kann man es auf gesunde Weise erreichen, in ein paar Wochen mehrere Pfund abzunehmen. Dragées sind ein reines Naturprodukt, verursachen kein Kneifen und können unbedenklich täglich genommen werden. Preise herabgesetzt. Jetzt: 40 Stück RM 1.21, 150 Stück RM 3.55. Zu haben in allen Apotheken.

IN DER TAT, ES IST SO:



Ferien auf See — herrliche Ferien!

Unsere neue illustrierte Seereise-Zusammenstellung 1939 zeigt Ihnen, daß Sie nicht nur davon zu träumen brauchen, sondern den Wunsch infolge günstiger Preislagen bereits in den nächsten Ferien verwirklichen können. Eine Fülle reizvoller Vorschläge erwartet Sie. Gehen Sie in die nächste Filiale des Deutschen Verlages und lassen Sie sich kostenlos die Broschüre aushändigen.

REISEBÜRO DES DEUTSCHEN VERLAGES
BERLIN SW 68, KOCHSTRASSE 22-26, FERNSPRECHER 17 49 01

Briefmarkenliste
illustr. 200 S. Text, frei. Sellschopp, Hamburg, Barkhof 11

Tafelbestecke, 72 teilig
90 g Silberaufl. m. Gar. mod. Muster 10 Monatsr. RM 100.—
Katal. gratis. Firma Sobema, Max Müller, Essen 134

Zufriedenheit der Kunden ist mein Leitsatz.
Illustriertes Angebot gratis.
Sanitätswaren-Versand Arnold, Wiesbaden, Fach 32/P.

Müde? Nervös?
Nervöse altern schneller!
Nervöse sehen oft schlecht aus.

Lieber **BIOCITIN** nehmen.
Denn Biocitin verhilft zu besserem Nerven, erquickenderem Schlaf, höheren Leistungen, froherer Laune und besserem Aussehen.

Von 1.70 Mark an in Apotheken und Drogerien



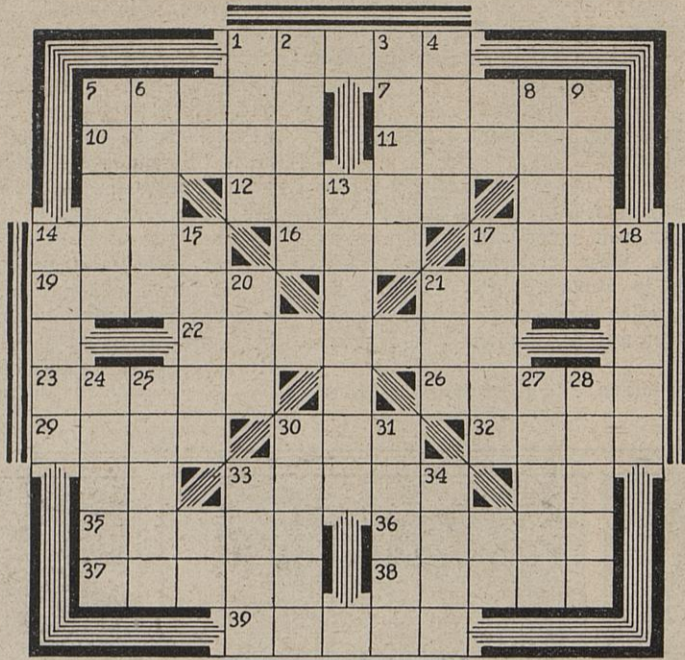
Haarbalsam
Haarnahrung
Haarkraft:

Wella-Kolestral!

Wie reizvoll ist schönes Haar, eine gute Frisur! Die vielseitigen Behandlungs-Verfahren erfordern aber Haarpflege! Ondulierte, blondierte, dauergewellte und gefärbte Haare erhalten neuen Glanz, Weichheit und Frische durch Wella-Kolestral! Fragen Sie Ihren Friseur.



Kreuzwörterrätsel



Waagrecht: 1. Werkzeug, 5. griechisches Heldenepos, 7. Kurort in der Schweiz, 10. Ehrengruß, 11. Wohnungszins, 12. Feigling, 14. Verwitterungsprodukt, 16. weiblicher Vorname, Kurzform, 17. griechische Göttin, 19. Kaufwert, 21. Künstler, 22. geographischer Begriff, 23. männlicher Vogel, 26. Fisch, 29. Shakespearesche Dramengestalt, 30. Senfblei, 32. Laubbaum, 33. Wandelhalle im Theater, 35. rufisch-mongolisches Grenzgebirge, 36. Bergwild, 37. durchsichtiger Farbüberzug, 38. einjähriges Pferd, 39. weiblicher Vorname, Kurzform.

Senkrecht: 1. Einfassungsrand, 2. Gartenpflanze, 3. griechischer Buchstabe, 4. Name eines der Kanadischen Seen, 5. altorientalische Göttin, 6. Stimmung, 8. Stengel, 9. Fruchtstand, 13. Ostseebad, 14. kindliche Beschäftigung, 15. festliches Mittagessen, 17. Stadt an der Saale, 18. großer

Seeresverband im Kriege, 20. römischer Sonnengott, 21. Böbel, 24. Bücherbrett, 25. weiblicher Vorname, 27. Hülsenfrucht, 28. Nebenfluß der Donau, 30. Fluß in Frankreich, 31. Stadtteil von Berlin, 33. römischer Waldgott, 34. italienischer Barockmaler.

Wehrhaft und lehrhaft

Es hat der Ochs im Stalle dort,
Wie jeder weiß, das Lösungswort.

Doch ein Professor, den ich kenn',
Hat massenhaft Wort ohne „n“.

Silberrätsel

Aus den Silben:

al — arn — au — ban — be — be — char
— de — de — de — del — din — do —
dur — e — ein — ein — ein — en — en
— erd — fin — fried — ga — ga — ge —
gel — gen — ger — gott — gral — hal
— hut — i — il — in — in — ka —
kar — kow — kun — la — ley — li
— ma — masch — me — men — mi —
nen — ner — nes — no — nung — rand
— raum — rech — rind — ro — ro —
sche — schrift — se — sel — sit — spar
— stad — stan — stand — ster — stri —
tal — te — tel — ter — ti — til — tu
— tu — tuch — vich — wach — wei —
weiß — zar — zen

Sind 29 Wörter zu bilden, deren erste und fünfte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Wilhelm Busch ergeben.

1. Eßbarer Blätterpilz, 2. Stadt in Thüringen, 3. Käseorte, 4. Stadt in Ostpreußen, 5. Gewebe, 6. Name spanischer Burgen, 7. Schulfach, 8. Hauptstadt der Ukraine, 9. Pulverladung der Geschütze, 10. Nebenfluß der Elbe, 11. männlicher Vorname, 12. Hühnervogel, 13. Gebirgspflanze, 14. Halbinsel im Adriatischen Meer, 15. tropische Zierpflanze, 16. Schweizer Hochtal, 17. Besitz des Landmannes, 18. Giftpflanze, 19. Teil des Schiffes, 20. Teil der höheren Mathematik, 21. schriftlicher Antrag, 22. Flagge der Vereinigten Staaten, 23. Gemüse, 24. französischer Staatsmann, 25. weiter Maskenmantel, 26. Aufzeichnung auf dauerhaften Grund, 27. Teil des Körperinnern, 28. Teil einer Maßeinheit, 29. Ausdruck beim Tennisspiel.

- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8
- 9
- 10
- 11
- 12
- 13
- 14
- 15
- 16
- 17
- 18
- 19
- 20
- 21
- 22
- 23
- 24
- 25
- 26
- 27
- 28
- 29



Jung bleiben - länger leben

"Nervös-Kranken"

fehlt hier etwas und da etwas. Nervöse altern rascher... Wer gute Nerven hat, bleibt jung. Gute Nerven = lecitinreiche Nervenzellen. Dr. Buer's Reinlecitin, der konzentrierte Nervennährstoff, wirkt nervenpflegend, nervenkraftaufbauend, nachhaltig.

Für die Nervenpflege:
gegen nervöse Kopf-, Herz-, Magen-schmerzen, Unruhe und Schlaflosigkeit

Dr. Buer's ..Nährt
Reinlecitin Nerven
Wachhaltig..

Verlangen Sie aber ausdrücklich den konzentrierten Nervennährstoff „Dr. Buer's Reinlecitin“

Wie befriedigt

doch das Rauchen von **F 58**. Der patentierte F 58-Filter macht die gehaltvolle F 58-Orient-Mischung auch so wohltuend bekömmlich.

DIE FILTER ZIGARETTE

48 Zigaretten / Packung
Kosmos-Dresden

NOTGELD! Liste frei. Schuster, Nürnberg, Gabelsbergerstr. 62

Seine Ruh'
ist hin, sein Schlaf gestört durch den ewigen Krach im Haus. Warum benutzt er aber auch nicht OHROPAX-Geräuschschützer? Plastisch formbare Kugeln zum Abschließen des Gehörganges. Schacht. m. 6 Paar RM 1,80 i. Ap., Drog. & Sanit.-Gesch. Max Negwer, Potsdam 7

Magenbeschwerden

nach dem Essen sind Anzeichen dafür, daß Ihr Magen nicht in Ordnung ist. Sie sollten sofort etwas dagegen unternehmen. Saures Aufstoßen, Magendruck und Sodbrennen sind häufig auf einen Ueberschuß an Magensäure zurückzuführen. Wenn Sie unter solchen Beschwerden leiden, sollten Sie einmal einen Versuch mit Biserirte Magnesia machen. 2 bis 3 Tabletten oder ½ Teelöffel voll Biserirte Magnesia Pulver bringen rasche Erleichterung und helfen Ihnen, leichter zu verdauen und solche Beschwerden abzustellen.

Biserirte Magnesia
das erprobte Mittel gegen Magenbeschwerden dieser Art, ist in allen Apotheken in Tabletten und Pulverform für RM 1.39 und in größerer, vorteilhafter Packung für RM 2.69 erhältlich.

Kraftperlen des Lebens (für Männer)
100 Stück 5.70) geg. vorzeitige Schwäche! Näheres kostenlos verschl. **Umstätter**, Leipzig 1, Postf. 135 p

BRIEFMARKEN
WALT.BEHNENS-BRAUNSCHWEIG-POSTF.
Werbechriften Köstlich

„Meine Rheumaschmerzen? Wie fortgeblasen!“



Wo sich Rheumaschmerzen einmal „eingenistet“ haben, da bedarf es schon eines zähen und beharrlichen Mittels, um sie zu vertreiben. Erfreulich ist die wohlthuende Wirkung von „Balsam-Acht“. Er lindert die Schmerzen und zieht den warmen, heilenden Blutstrom in die Kapillaren der rheumatischen Stellen. — Balsam Acht wirkt bei Rheuma, Gicht, Hexenschuß, Gliederreißern, Nervenschmerzen. Achten Sie aber auf die abgebildete Originalflasche in Achtform. Preis RM 1.12. Balsam Acht mit der Tiefenwirkung ist nur in Apotheken zu haben.

Balsam-Acht

Litten am Fingal
Weinberg SCHOKOLADE
mit der berühmten Weichkrem-Füllung

Ratgeber für Haar- und Hautkrankheiten
kostenlos u. unverbindl. **Geheille** sprechen zu Ihnen!
Theodor C. H. ROSEMANNS Lübeck 32

Billige aber gute Uhren

m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 3. Herrentaschenuhr m. geprüft. 36stündig. **1.90**
Nr. 4. Versilbert. Ovalbügel. 2 vergold. Ränder. M. 2.30. Nr. 5. Besser. Werk. flache Form. M. 3.40. Nr. 6. Sprungdeckel-Uhr. 3 Deckl. vergoldet. M. 4.90, besseres Werk M. 7.40. Nr. 8. Armbanduhr. vernickelt. m. Lederarmband. M. 2.60. Nr. 85. Dto., für Damen, kleine Form. mit Ripsband. M. 4.—. Nr. 99. Dto., Golddouble. 5 Jahre Gar.f. Gehäuse, für Damen, mit Ripsband. M. 5.90, für Herren, viereckige Form. M. 6.90. Nr. 642. **Tischuhr**, moderne Form. 8-Tage-Werk. Eiche pol. M. 8.—. Nr. 1461. Geschnitzte **Kuckucksuhr**, 1/2stündlich Kuckuck rufend. M. 2.50. **Weckeruhr**, genau gehend. M. 1.60. Nickelkette. -25. Doppelkette. vergold. M. -70. Kapsel M. -25.
Nr. 612. **Monogramm-Siegelring** für Damen oder Herren, vergoldet, einschließlich Monogramm M. 1.10. Nr. 614. **Siegelring**, 8eckige Platte. M. 1.30. Nr. 2803. **Siegelring**, moderne Form. 1.40. **Trauring**, Double. M. -80. **Double-Ring** mit Simili. M. -80. — Als Ringm. Papiersfrei einsend.
Vers. geg. Nachn. Jahresversand 30000 Uhren. 20000 Ringe
Katalog mit ca. 600 Bildern gratis!

Fritz Heinecke
Braunschweig Abt. A9

Silbenbaukästen

rausch	sche	ter		
fer	der	man	balb	
	gen	geht	ort	ort
haft	mich	her	tra	
	ftig	dann	will	nun
auch	ter	gen	es	
den	friedr.	der		

aus — bald — bis — delst — du — es — ge — gen
 — heut — hül — lin — lu — mor — rau — still —

strom — tie — von — wa — wei — wei — wer — wie
 — will — zeit — zu —

Die vorstehenden Silben sind derart in die leeren Felder der Figur einzutragen, daß die waagerechten Reihen, fortlaufend gelesen, ein Gedicht und seinen Verfasser ergeben.

Erfreulich

Der einz'ge, der fest zu mir steht,
 Ist Mag; ich sah's in diesen Wochen.
 Drum hab' dem Wort Freund Wort, verdreht,
 Ich mein Vertrauen ausgesprochen.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 52

Verführerisch: Silvester.
 Mathematik für alle:
 X) Ultramarin; A) Ulster, B) Radel, C) Stern, D) Adel,
 E) Erab, F) Aßen, G) Baden, H) Major, I) Danebrog,
 K) Jordan, L) Ebro, M) Rind, N) Ampfer, O) Dampfcr.

Räffelsprung

Gott zum Gruß und ein frohes Jahr im Hause und Vaterlande! Wir dürfen nimmer vergessen, wo wir sind, was wir sind und was wir sein sollen! von Arndt.

Zum Schütteln:

Mittellandkanal (Mehl, Fier, Torf, Ton, Effen, Laden, Lehm, Armut, Norden, Dame, Koran, Alter, Neger, Art, Leib).
 Winterkur: Wildungen, Windungen.

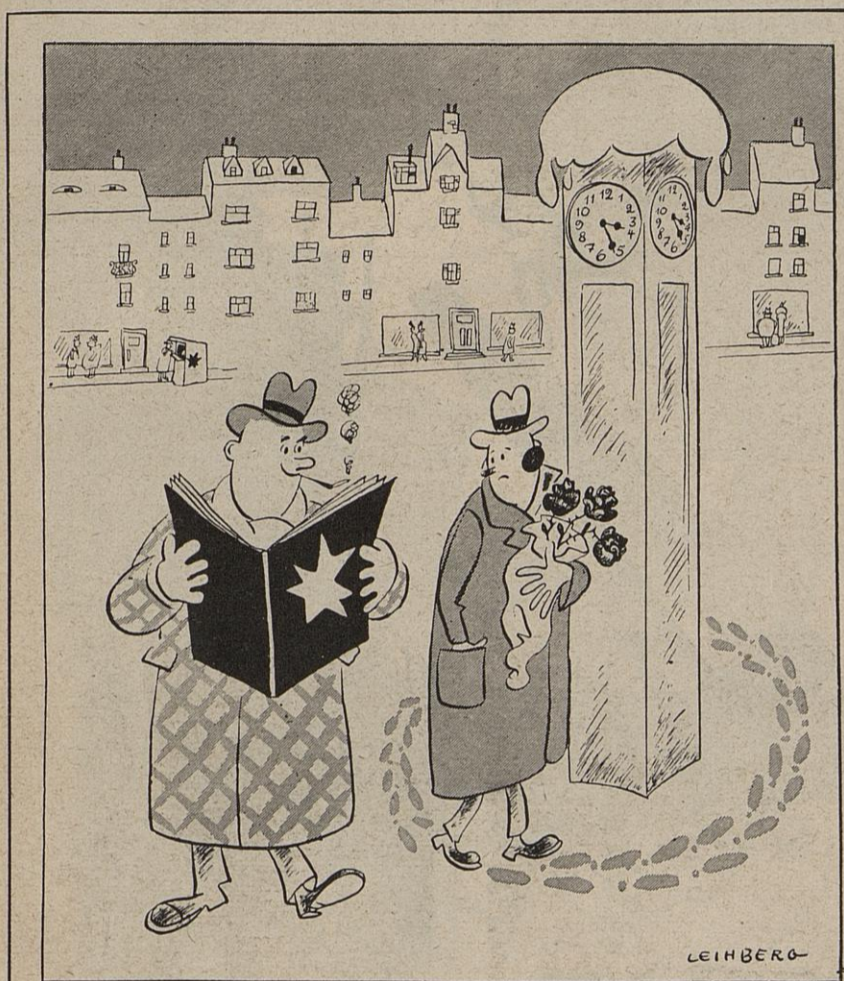
Neujahrs-Silbenuhr:

1-2-3 Silvester, 3-4 Sterlet, 4-5 Letter, 5-6-7 Tertia, 6-7-8 Tiara, 7-8 Ara, 7-8-9 Ararat, 9-10 Nat-schlag, 10-11 Schlagwort, 11-12-13 Wortwechsel, 12-13 Wechsel, 12-13-14 Wechselstrom, 14-15-16 Stromboli, 15-16-17 Bolivar, 17-18 Barzin, 18-19-20 Zimnober, 20-21-22 Bersefer, 22-23 Kerze, 23-24 Zebra, 24-1 Braßil.

In der Fremde: Heimweg, Heimweg.

Lustiges Silbenrätsel:

Eilen wir; die Zeit flieht und reißt uns mit sich fort.
 1. Eigenart, 2. Jller, 3. Leporello, 4. Erdmannsdorff, 5. Nachttisch, 6. Willi, 7. Jbytus, 8. Robert, 9. Druckerei, 10. Jertum, 11. Emmaus, 12. Zimmermann, 13. Efeir, 14. Jnfanterist, 15. Soresschluß, 16. Feldgeschrei, 17. Liffaffäule, 18. Jndianer, 19. Eßland, 20. Hofenbandorden, 21. Schurgau.



„Tja — es hat eben jeder seinen Stern. Meiner kostet mich nur 10 Pfennig und erscheint pünktlich jede Woche!“

Der STERN — die neue schöne, bunte Zeitschrift mit der großen Anziehungskraft: Viel zu lesen, viel zu lachen und Bilder über Bilder vom Film, Theater und Varieté, Kabarett und Zirkus. Lebenslust und Freude! Das Blatt, das vom ersten Tag an viele, viele Hunderttausende kauften, das jede Woche unzählige neue Freunde findet!



Zu haben bei Zeitungs- und Zeitschriftenhändlern und in Buch- und Papierhandlungen. Bestellungen nimmt auch jede Postanstalt entgegen. Deutscher Verlag, Berlin SW 68.

10 Pf



Der Motor der Familie

Immer frisch und mit Energie geladen. Trotz aller Arbeit, Sorgen, Hast und Aufregung gesunde Nerven, lebensfroh und erfolgreich durch den Kraftstoff

Quik mit Lezithin für Herz u. Nerven

Packung RM 1.15, Kurpackung RM 4.—, in Apotheken u. Drogerien

Satyrin-Tabletten gegen Alterserscheinungen u. vorzeitige Schwäche. Ausk. kostenl. Akt. Ges. Hormona, Düsseldorf 200

Schlaflosigkeit zermüht

schwächt Arbeitskraft und Lebensfreude. Quälen Sie sich nicht länger! Nehmen Sie Solarum, das bewährte Spezialmittel. In Apotheken 18 Tabl. RM 1.20

Ohne Sonne sofort braun!



Ein schön gebräuntes Gesicht sieht immer vorteilhafter aus als ein Bleichgesicht. Verbessern Sie darum Ihr Aussehen durch die weiße Vitalis-Creme, die Ihnen innerhalb 20 Minuten ein gebräuntes Aussehen verleiht, oder die braune Vitalento-Creme, die sofort ohne Sonne bräunt und eine prächtige dunkelbraune Färbung hervorruft. — Die Färbung ist mit Vitalento-Gesichtsmilch abwaschbar, sonst jedoch wasserfest. — Erhältlich in größ. Drog. und Parf. — Aufklärungsschrift kostenlos. Rutirolfabrik, Berlin-Lichterfelde

Rheila schützt die Atemwege, Rheila löst und lindert

Nimm 2 echte Rheila bei Husten

0.50 u. M 1.— nur in Apotheken u. Drogerien

Badungen Kochsalzarm



Zur Stärkung der Nerven und zur Erhaltung von Lebensfreude und Leistungskraft dient

OKASA

100 Tabl. Okasa-Silber f. d. Mann kosten RM 8.80, Gold f. d. Frau RM 9.50 in den Apotheken. Zusend. d. ausführ. Broschüre u. Gratisprobe veranl. geg. 24 Pf. Porto Hormo-Pharma, Berlin SW 80, Kochstr. 18

Bitte hier ausschneiden und als

Drucksache (Porto 3 Pf.) einsenden

Gutschein!

An das Rustinsche Lehrinstitut für Fernunterricht, Potsdam — Tor 249

Ich wünsche eine unverbindliche Ansichtssendung von dem unterstrichenen Lehrgang:

- | | | |
|---|--|--|
| Höhere Schulbildung
Abiturientenexamen an der Oberschule
a) sprachlicher Zweig
b) math.-naturwiss. Zweig
am Gymnasium
an der Oberschule f. Mädchen
Abitur und Obersekundareife am Realgymnasium
an der Deutschen Oberschule
an der Oberrealschule
am Oberlyzeum | Fremdsprachen
Englisch
Französisch
Latein
Italienisch
Spanisch
Griechisch | Technik
Betriebskaufmann im Maschinenbau u. a.
Ingenieurkaufmann
Techniker für das Kraftfahr-Elektrotechniker [wesen]
Funkingenieur
Techniker im Flugzeugbau
Ingenieur im Flugzeugbau
Laborant
Chemotechniker
Textiltechniker
Maurerpolier
Installationstechniker
Hochbautechniker
Tiefbautechniker
Vermessungstechniker
Tischler (Schreiner)
Gießertechniker u. a. |
|---|--|--|
- Lehrwerke für Wehrmachtangehörige**
Abschlußprüfung 1
Abschlußprüfung 2
- Allgemeinbildung f. Beamte**
1. für einfach. mittleren Dienst
2. für gehob. mittleren Dienst
- Musiktheorie**
Konservatorium
Schule des Gesanges
- Technik**
Maschinentechniker
Maschineningenieur
Werkmeister
Betriebsingenieur

Studieren auch Sie das moderne deutsche Bildungsgut als Fernschüler nach der über 40 Jahre bewährten Fernunterrichtsmethode Rustin!

Probe-Nr. d. „Rustin-Nachrichten“, Fachzeitschrift f. Fernunterricht (m. Erfolgsberichten), gratis

Name: Beruf u. Alter:

Ort, Straße u. Nr.:



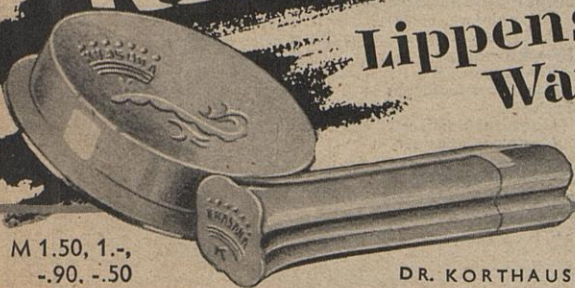
So leicht, das Glück zu finden

Es beruht oft auf Kleinigkeiten, die so wichtig für das Selbstgefühl sind. Sie wissen doch, wie entscheidend es für Stimmung und Zuversicht ist, gesund und jung zu erscheinen. Sorgen Sie dafür; verbessern Sie Ihre Gesichtsfarbe durch Khasana Superb-Wangenrot und -Lippenstift. Dann sehen Sie frischer und gesünder aus, fühlen sich glücklich und zufrieden.

Khasana Superb-Wangenrot ist keine Schminke im üblichen Sinne, es nimmt den zum Teint passenden jugendfrischen Ton erst auf der Haut an. Ebenso ist es mit dem Khasana Superb-Lippenstift, der die Lippen auf natürliche Weise verschönt. Beide sind wetter-, wasser- und kußfest. Für etwas stärkere Tönung: Superb II, für noch lebhaftere Tönung: Koralle oder Karmin, zum sonnengebräunten Teint: Khasana Sonnenbraun für Wangen und Lippen

KHASANA

Lippenstift
Wangenrot

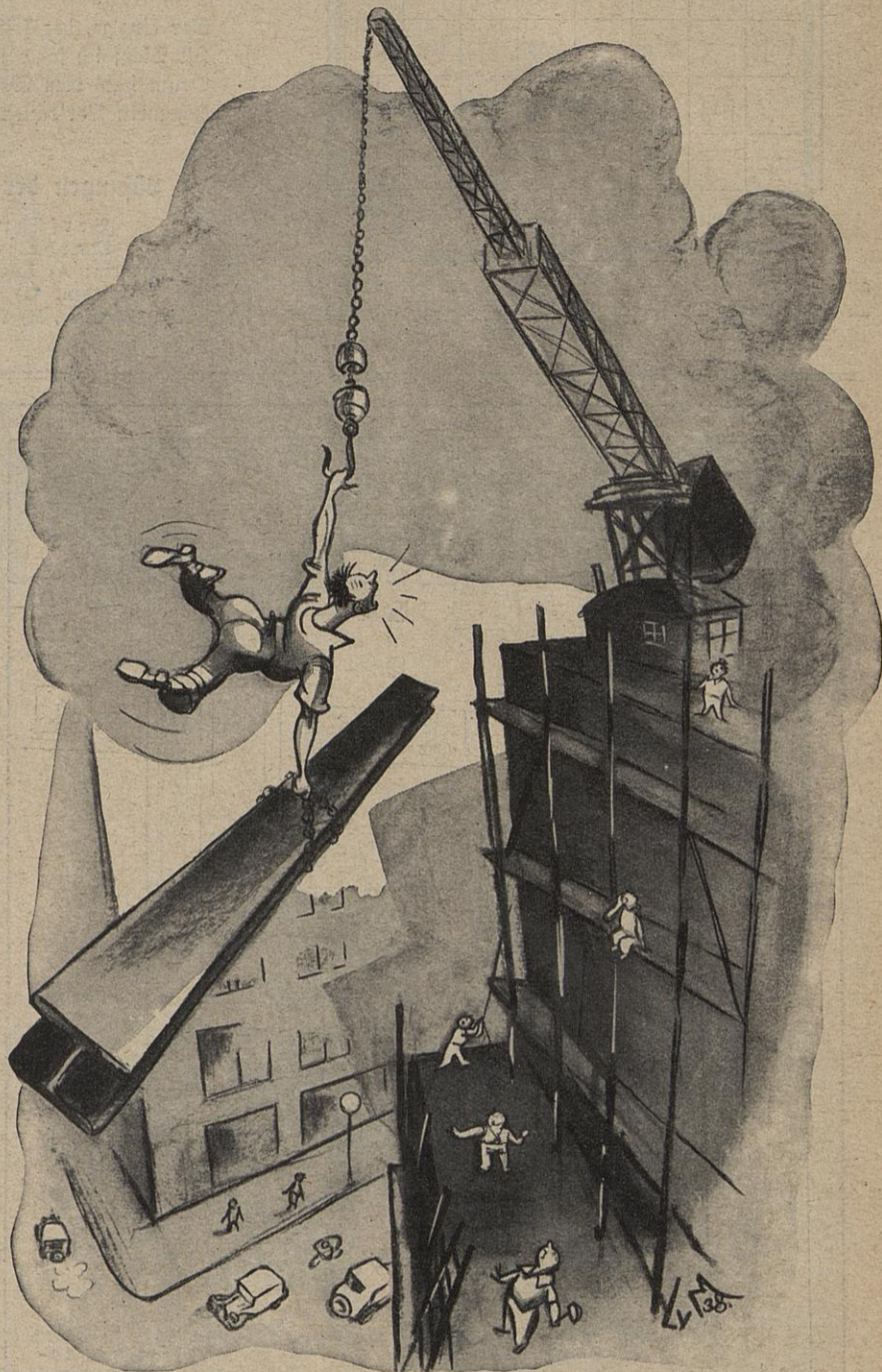


M 1.50, 1.-,
-.90, -.50

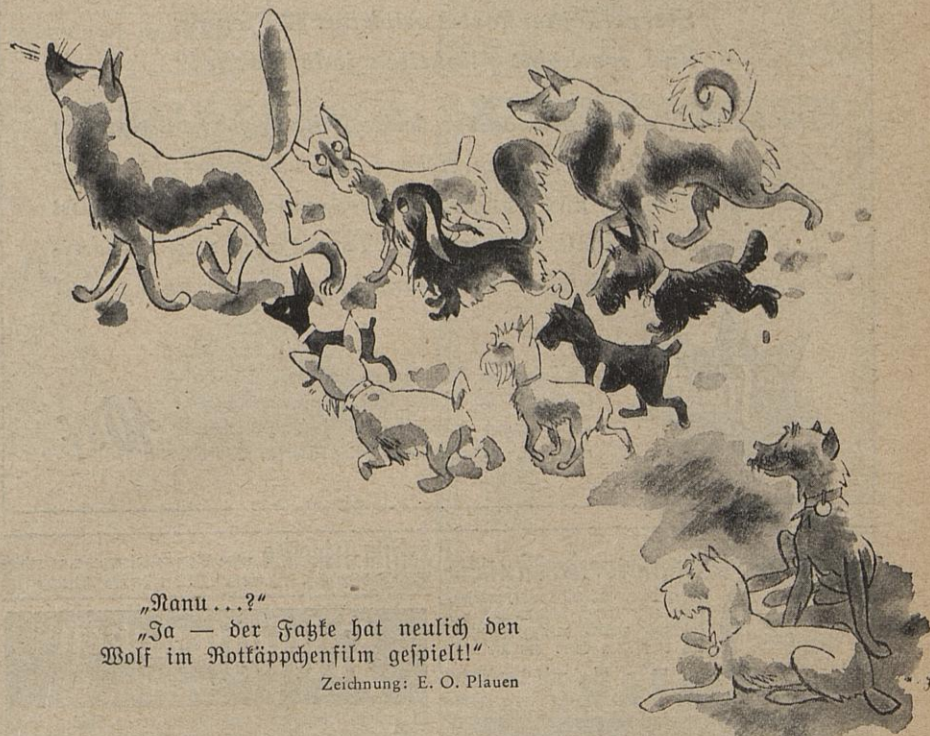
DR. KORTHAUS vorm. Dr. M. Albersheim

HUMOR

Zeichnung: L. v. Malachowski



„Se! — Ich war noch nicht fertig!...“

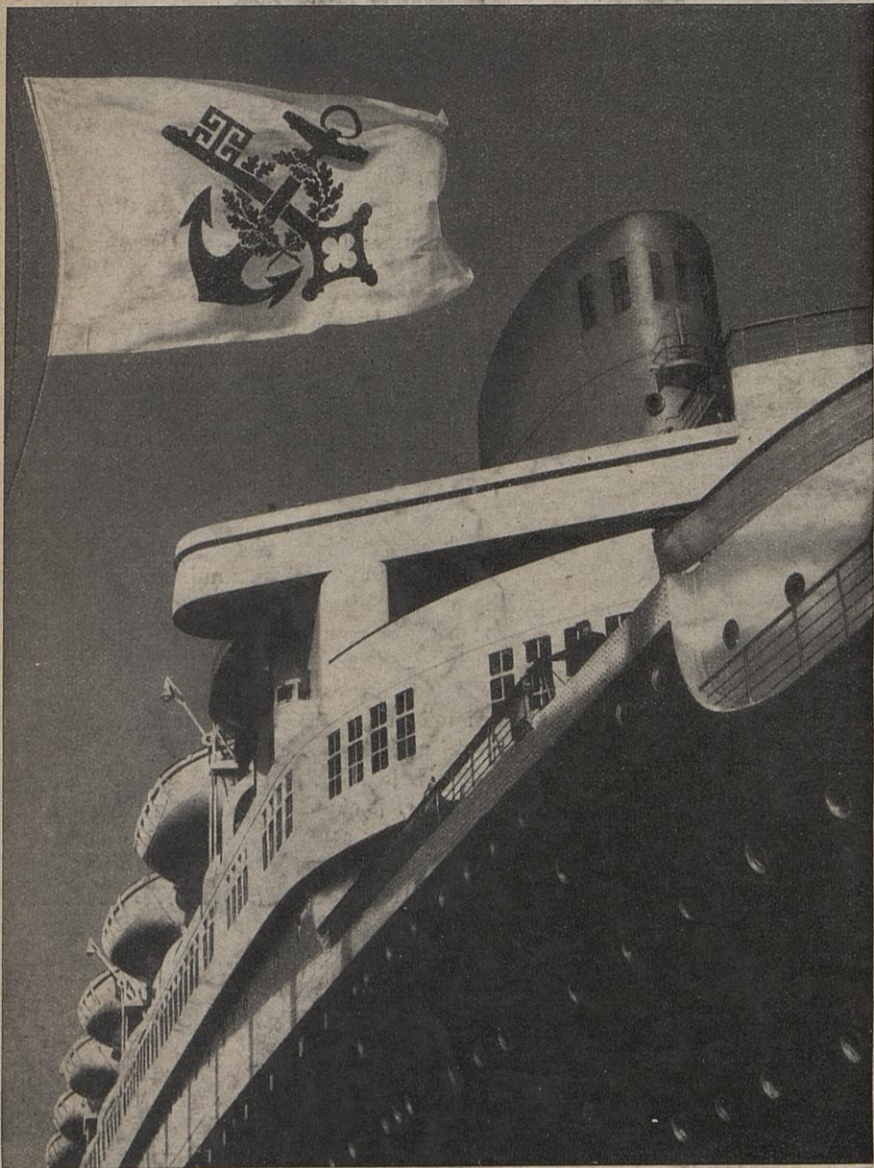


„Nanu...?“
„Ja — der Fakke hat neulich den Wolf im Rottäppchenfilm gespielt!“

Zeichnung: E. O. Plauen

Eine Weltreederei

kennt aus langer Erfahrung die schönsten und interessantesten Reiseziele. Sie sind zusammengestellt im Fahrtenprogramm 1939 des Norddeutschen Lloyd



Nur eine Teilansicht eines Lloyd dampfers, aber man sieht doch, dass es herrliche Schiffe sein müssen, die der Norddeutsche Lloyd in seiner Flotte hat.

Erholungsreisen mit D. »Steuben«. Frühlingsfahrt ins Mittelmeer vom 14. 2. bis 6. 3. 39, Fahrpreis ab RM 455.—. Grosse Orientfahrt vom 8. 3. bis 1. 4. 39, Fahrpreis ab RM 525.—. Grosse Hellasfahrt vom 4. 4. bis 25. 4. 39, Fahrpreis ab RM 490.—. Orient-Schwarzes-Meer-Fahrt vom 28. 4. bis 20. 5. 39, Fahrpreis ab RM 490.—. Mittelmeer-Atlantikfahrt vom 22. 5. bis 12. 6. 39, Fahrpreis ab RM 450.—. Ferner Skandinavien-Ostseefahrt, grosse Polarfahrt, Schottland-Inland-Norwegenfahrt, Sommer-Mittelmeerfahrt, drei Herbst-Mittelmeerfahrten; im Jahre 1940 drei Lloydreisen zur XII. Olympiade nach Helsinki.

Nordamerikareisen mit den Schnelldampfern »Bremen«, »Europa«, »Columbus« und D. »Berlin«. Erholungsreisen über den Atlantik, 5 Tage in New York. Billige Studienreise nach Amerika, 7 Tage in New York und Umgebung. Lloyd-Standard-Amerikareisen, 13 Tage in USA. Lloyd-Urlaubsreisen nach Amerika, 9-10 Tage in USA. Lloyd-Chicago-Reisen, 12 Tage in USA. Zahlreiche Amerika-Fachstudienreisen.

Alle Lloyd-Studien- und Gesellschaftsreisen nach Nordamerika schliessen während der Ausstellungsperiode einen zweimaligen Besuch der Weltausstellung in New York ein.

Ostasienreisen mit den Tropenschiffen »Scharnhorst«, »Potsdam«, »Gneisenau«. Rundreisen nach Ostasien einschl. 5 Tage Japan. Lloyd-Gesellschaftsreisen nach Ceylon und Niederländisch Indien. / Reisen um die Welt. / Auf dem Seeweg nach Italien.

Alle 8 Tage nach den Kanarischen Inseln und Madeira. 7 neue Schiffe nach Südamerika-Westküste. Erholungsreisen auf Frachtdampfern: Wochenendfahrten nach Kopenhagen.

Überall in der Welt

Norddeutscher Lloyd  **Bremen**

Der Vorhang hebt sich nicht

In der dänischen Politik wird immer verlangt, daß eine richtige Reform nichts am Bestehenden ändern darf — dieser Ausspruch stammt vom dänischen Justizminister. Nicht nur in der dänischen Politik ist es so, sondern vor allem im täglichen Leben des kleinen intelligenten Volkes.

Was sich in Dänemark alles nicht ändert, ist ganz phantastisch. Die Kopenhagener haben das schöne Wort „Hypermodern“ erfunden, und alles richtig Feine ist hypermodern, aber deswegen können die Dänen doch nur das leiden, was genau so zu Großvaters Zeiten war. Und vor allem auch zu Urgroßvaters Zeiten.

Es gibt in Dänemark eine ganze Reihe von Einrichtungen und Gewohnheiten, die dem Ausländer völlig unverständlich und unbegreiflich sind, weil er keinen Sinn in ihnen finden kann. Die Dänen aber wissen: das ist so, weil es gestern auch so war.

Im königlichen Theater Kopenhagen ist der Beifall immer matt und schwach. Und zwar deswegen, weil sich nach den Akttschlüssen und nach der Vorstellung der Vorhang nicht hebt. Das ist verboten. Niemals dürfen die Schauspieler sich dankend verneigen, niemals darf ein Sänger ein Danko geben. Warum? Es war immer so.

In den Restaurants bringen die Kellner, bestellt man einen Schnaps zum Frühstück, eine ganze Flasche, die vor den Augen des Gastes geöffnet wird. Stets ist die Flasche ungeöffnet, stets bekommt jeder Gast den ersten Schnaps aus der Flasche. Warum? Ja, so ist es immer gewesen.

Bis vor kurzem wurde der Kapelle der königlichen Leibgarde jährlich eine bestimmte Summe in Reichstälern ausgezahlt. Nicht in Kronen, sondern in Reichstälern. Nach irgendeinem rätselhaften Kursstand wurde der Betrag errechnet und verteilt. Niemand wußte, warum. Bis sich schließlich jemand die Mühe machte, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Es stellte sich heraus, daß ein dänischer König vor achtzig Jahren nach einem besonders geglückten Konzert der Garde seinem Kammerer den Befehl gegeben hatte, den Musikern als Belohnung soundsovieler Reichstaler auszuzahlen. Die Zahlung ging versehentlich in den Etat über, und da blieb sie.

Im dänischen Reichstag wurde einmal ein kleiner Etatsposten bemängelt, ein Jahresgehalt für einen „Grundwasserpumper des königlichen Theaters“. Die Auskunft lautete: im früheren königlichen Theater war ein Mann damit beschäftigt, das Grundwasser aus den Kellerräumen zu pumpen. Als vor hundert Jahren das neue Theater eröffnet wurde, behielt man den Pumper in Dienst. Seine Nachfolger pumpen immer noch das Grundwasser mit der Hand, obwohl die Technik inzwischen auf den verschiedensten Gebieten Fortschritte gemacht hat...

Gab es Ende des vorigen Jahrhunderts etwas Eleganteres als eine von tausend Gasflammen erleuchtete Palastfassade? Im berühmten Kopenhagener „Tivoli“ sehen die Fremden jetzt noch allabendlich im Sommer erstaunt zu, wie Männer an der Wand des „Konzertsales“ herumklettern und Gasflammen entzünden. Flamme für Flamme, bis der Konzertsaal im bunten Licht erstrahlt. Ja, so war es schon damals.

Kopenhagen ist eine saubere elegante Stadt, sie ist mit Recht stolz darauf. Aber nachts, in den ersten Morgenstunden rattern altertümliche Kästen auf Rädern durch die Straßen. Graue Männer holen aus den Häusern den Müll und schütten ihn in die Wagen, so daß der Staub und vieles andere mit ihm im frischen Seewind davonwirbelt, in die offenen Fenster dringt, sich auf die Häuser setzt. Diese Müllwagen lassen sich nicht richtig verschließen, wenn sie fahren, liegt eine Wolke über ihnen. Natürlich wäre die Neuanschaffung moderner Wagen für die Stadt erschwänglich. Aber wenn Großpapa auch schon Müll geschluckt hat, warum dann jetzt etwas Neues?

Gerade in diesen Tagen hat der Gemeinderat von Karlebo in der Nähe von Kopenhagen eine überraschende Feststellung gemacht: aus der Gemeindefasse sind in den letzten 200 Jahren 30 Kronen im Jahr an die Grundbesitzer der Nachbarstadt Auderöd bezahlt worden. Sie würden auch noch in den nächsten 200 Jahren bezahlt werden, wenn nicht ein Mitglied des Gemeinderates jetzt gefragt hätte: wofür bezahlen wir das eigentlich?

Im Jahre 1791 wurde in Auderöd eine Reiter Schule errichtet. Dazu mußte der Ort Grundbesitz hergeben, wofür ihm der Gemeinderat eine jährliche Erstattung von 200 Kronen zusicherte. Jetzt soll eine Untersuchung eingeleitet werden, ob die Gemeinde eigentlich verpflichtet ist, jährlich weiter zu zahlen. P. B.

Der englische Bach

Von Johann Sebastian Bachs elf Söhnen wurde der jüngste, Johann Christian, der englische Bach genannt. Sein einnehmendes Wesen und seine gesellschaftliche Gewandtheit verschafften ihm schon in jungen Jahren eine angesehene Stellung in London. Er wurde zum Musikmeister der königlichen Familie ernannt und hatte mit seinen Opern und anderen Kompositionen große Erfolge.

Seine einschmeichelnden Melodien machten ihn zum Modekomponisten, er schrieb sehr leicht und sehr viel und entging dabei nicht der Gefahr der Verflachung. Frühlichem Lebensgenuss zugetan, verbrauchte er trotz seiner sehr hohen Einnahmen mehr, als er verdiente, und suchte sein ständiges Defizit durch immer neue Werke auszugleichen, die er mit rascher Hand hinwarf.

Mitunter hielt man ihm seinen großen Vater als Muster vor, aber er tat diese Mahnungen lächelnd mit dem Einwand ab: „Sie dürfen mich nicht mit meinem Vater vergleichen. Jeder nach seiner Art. Zwischen ihm und mir ist ein großer Unterschied. Mein Vater lebte, um zu komponieren, aber ich komponiere, um zu leben.“ A.



Fällt doch da eine Frau vom Himmel und stürzt sich ins Wasser...



Die Frau taucht aus dem Wasser wieder empor... und die Gäste des Ballhauses haben die Wette zu bezahlen: Eine Flasche Sekt.



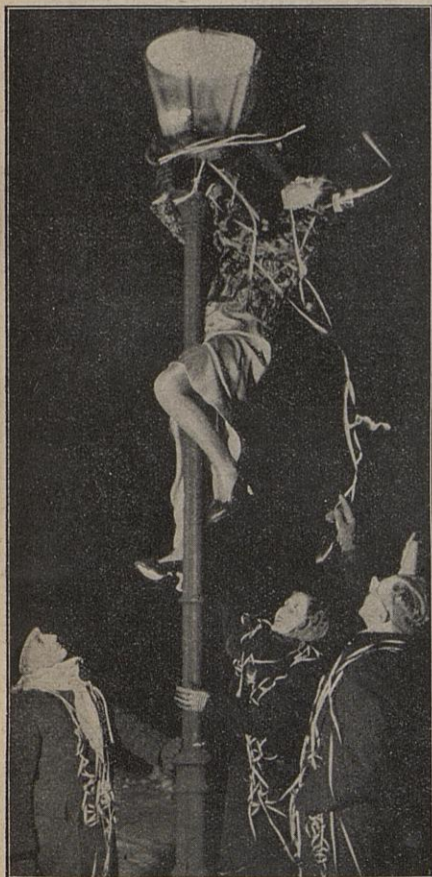
Ich traue meinen Augen nicht: Aus vier sind fünf Läufer geworden. So gesehen am Sportdenkmal „Die Läufer“ auf der Seestraße.

die Berliner!

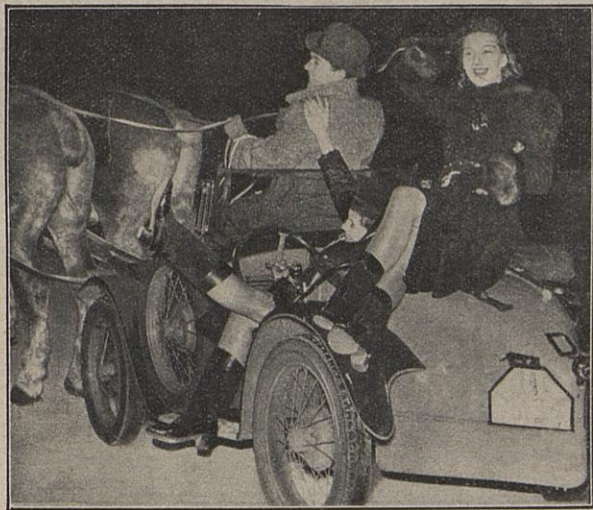
Einfälle haben



„Willi“, sagte der nächtliche Spaziergänger zu sich, „nu loofste schon zwei Stunden um die Siejesäule rum und find’st den Reichstag immer noch nich!“
Güte die, die es noch nicht willen tollten: Die Siejesäule ist kein Reichstag und hat auch keine Siejesäule.



Und noch dazu im Abendkleid... Ich habe es aber wirklich gesehen: Sie wollte unter allen Umständen die Laterne auspusten.



Höchst seltsam war es... als ein Wagen blitzschnelle langsam um die Ecke fuhr. Drinnen saßen liegend Leute...
Aufnahmen: Ruge (3), Hubmann (2), Gronefeld, Borchert



Auf der Treppe, die nach oben rollte, stand ein Mann... Zehn Minuten lang sah ich, wie er sich bemühte, die Treppe hinunter-zusteigen. Es war ihm durchaus ernst dabei. Eine hilfreiche Berlinerin löste das schwierige Problem und zog ihn lachend auf festen Boden.

So gesehen von unseren Berichtstattern in einer einzigen Nacht: Der Nacht vom 31. Dezember 1938 zum 1. Januar 1939

REISE zum KAID

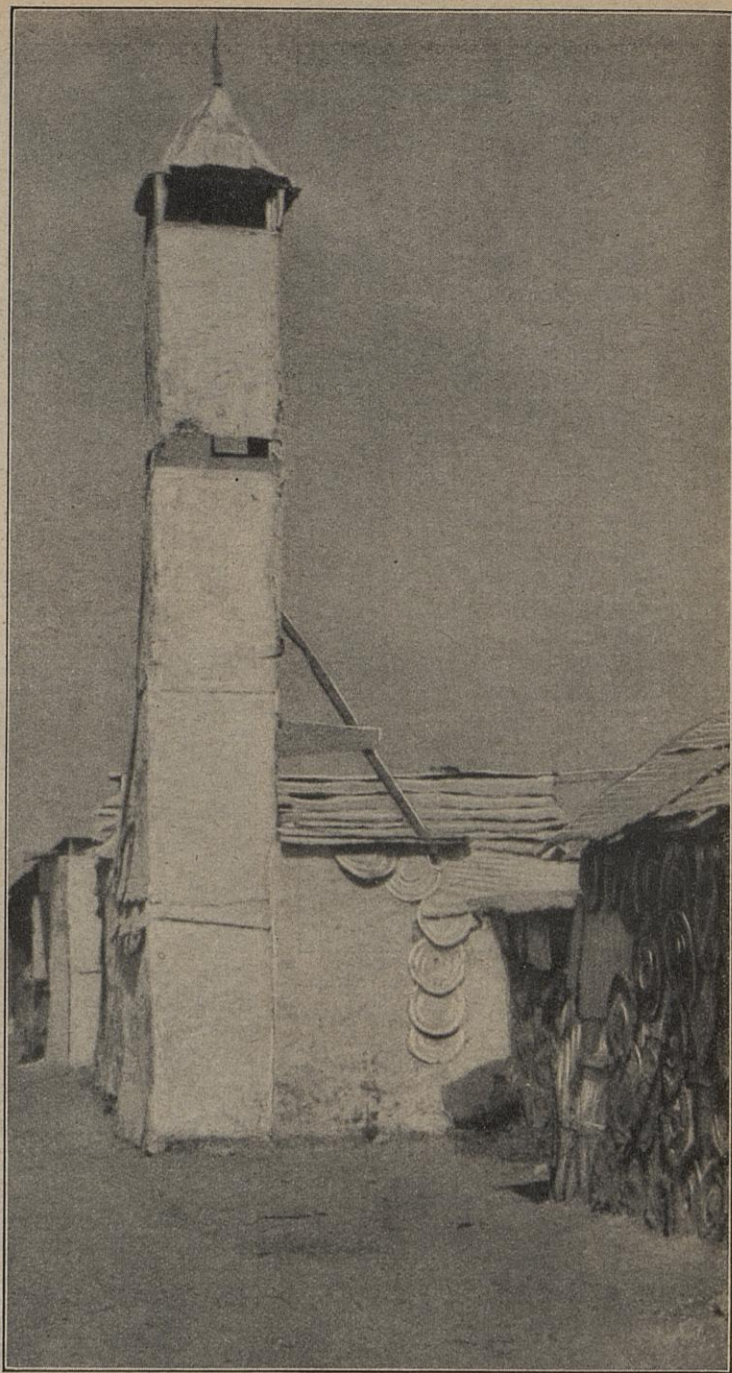
Zweiter Bericht:

Seltsame Stationen



Die Stadt, aus der den Fellah niemand vertreibt: Bidonville.

In dieser Stadt des Clends endet der Weg des Fellahs von seinen Feldern im Süden des Landes zu den Städten im Norden, den unser Bericht „Ein Fellah klagt sein Leid“ im letzten Heft der „Berliner Illustrierten Zeitung“ schilderte. Bidonville ist aus Blechkanistern (bidon) gebaut, jedes Dach, jede Wand, sogar die kümmerliche Moschee (Bild rechts) bestehen aus Blechplatten. In Französisch-Nordafrika sollen mehr als 200 000 verarmte Eingeborene in solchen Blechstädten leben!



Im „Tal der Ausgestoßenen“
liegen Beni Isguen und Ghardaia

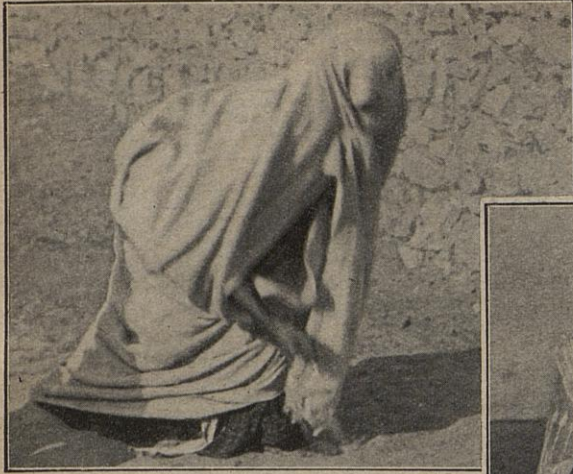
„Beni Isguen, die Stadt, in der ich nicht übernachten durfte ...

ist die heilige Stadt der Mozabiten, der Keger des Islam“, erzählte unser Fotograf Friedrich Strauß, der den Bericht über die Merkwürdigkeiten im Tal der Ausgestoßenen nachging. „Als die Sonne unterging, mußte jeder Weiße, jeder Araber und Jude die Tore verlassen. Hier gab es keinen Alkohol, Tee oder Kaffee, es wurde nicht geraucht, keine Musik war zu hören ...“

In Ghardaia: Drei, die nicht lügen dürfen.

Sie sitzen auf dem Marktplatz auf ... Friedhofsteinen. Die Geister dieser Steine paßten einstmalig auf, daß bei den Ratsfahrungen, die auf Friedhofsteinen abgehalten wurden, kein Ratsherr den anderen belog. Hat heute ein Mozabit etwas Wichtiges zu bedenken, dann hockt er sich wieder auf den Friedhofstein — damit er sich nicht selbst belügt. Die Mozabiten sind eine Berber-Sekte, die im Mittelalter von den rechtgläubigen Mohammedanern ausgestoßen wurde.





**Lalla,
die Hexe von
Ghardaia**



Sie zaubert Männer herbei...

Die Stammeshege der Mozabiten besitzt ein unfehlbares Rezept, um die als Burnus- und Teppichhändler monatelang durch Nordafrika ziehenden Männer wieder in die Heimat zurückzulocken: Sand aus der Spur eines Häuptlings, ein Stück Mozabiten-Fahne, Mizinuskörner, Datteln und Schafalhaut mit Kandiszucker, alles geheimnisvoll beschworen — fünf Francs zahlt jede Mozabitin für dieses Zauberpäckchen gern!



„Zwei Mädchen mit heimlichen Wünschen ...“

... traf ich in den Dünen von Ghardaia.

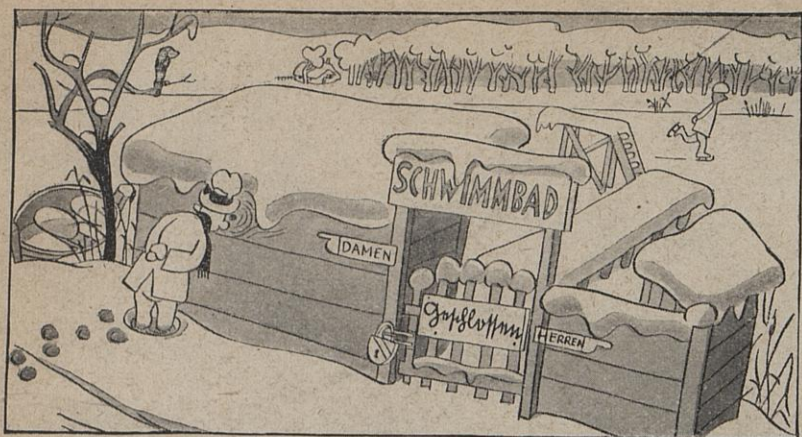
Sie steckten ihre zerzausten Köpfe zusammen, besprachen irgend etwas eifrig. Dann machten sie lehrte und liefen die Dünen hinauf. Oben warfen sie sich zu Boden, ...



... rollten blitzschnell den Hang herunter

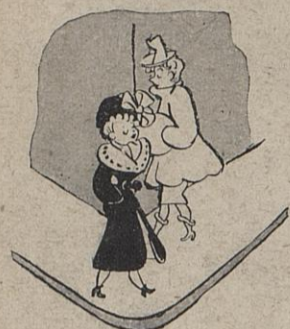
und standen am Ende ihrer lustigen Fahrt lachend wieder auf. Möglich drehten sie sich unter lautem Kreischen um und rissen vor einem Mozabiten-Jungen, der schimpfend herbeirannte, aus. Ein alter Aberglaube besagt, daß ein Mädchen so schnell, wie es die Düne hinunterrollt, einen Bräutigam bekommt. Wenn es aber bei dieser Beschwörung erwischt wird, kann es aus dem Stamm ausgeschlossen werden.“





Der Sklave seiner schlechten Gewohnheiten!

Hand aufs Herz! Soweit wollen wir es nie kommen lassen! Die Neugierde, die ewige Neugierde...!



Nur eine Kleinigkeit!

Die Zigarrenasche gehört nun einmal in den Aschenbecher...!

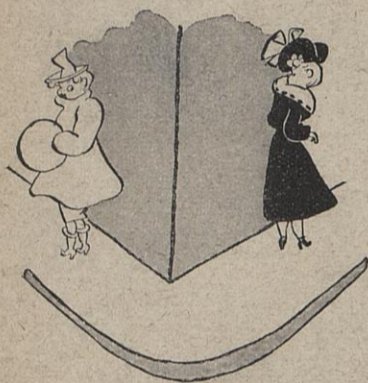
In diesem Jahr

werden wir uns aber bestimmt recht nett benehmen!

Zeichnungen von F. Erich

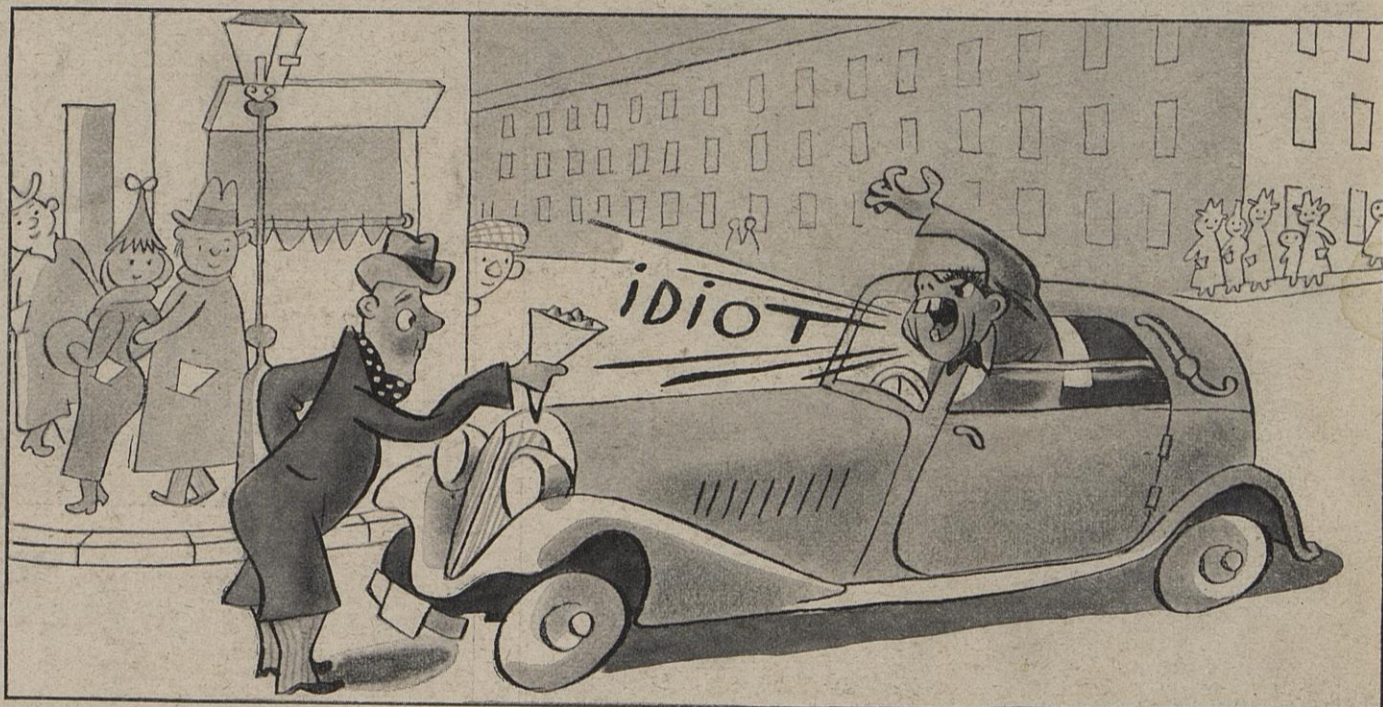


„... ja, ja, gewiß! Ihr Vertrag ist fertig! Ich habe ihn eben unterzeichnet!“ Am Fernsprecher immer die Wahrheit zu sagen, ist eine wunderbare Tugend! Wir wollen wirklich damit anfangen!



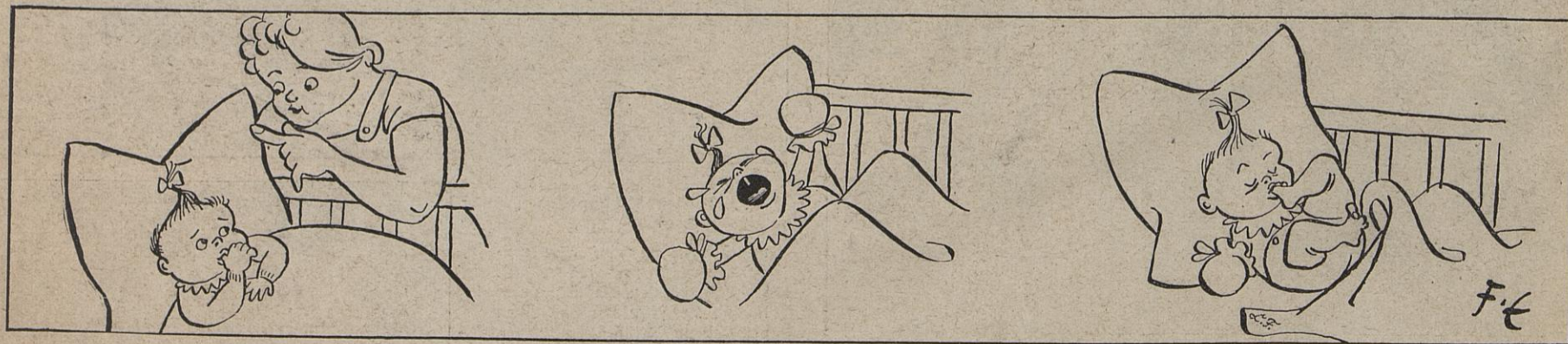
Die „Nachschauerinnen“.

Sich das abzugewöhnen — ist natürlich besonders schwer!



Ein Wort an die Fußgänger!

Die Autofahrer sind doch so nervös! Wie wäre es denn, wenn jeder erprobte Fußgänger stets eine Tüte Zuckerwatte bei sich tragen würde, um sie diesem aufgeregten komischen Volk am Steuer bei passender Gelegenheit anzubieten?



Also recht nett und lieb sein! Keine Unfreundlichkeiten, keine schlechten Gewohnheiten mehr!

Aber das Wichtigste: Abgelegte Fehler nicht einfach mit neuen vertauschen! (Sie sind meistens noch schlimmer als die alten!)

Hauptchriftleiter: Harald Lechenberg, Berlin (verreist); Vertreter des Hauptchriftleiters: Dr. Ewald Büsten, Berlin. — Die „Berliner Illustrierte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. — Überall erhältlich. Ferner zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen und jede Postanstalt. — D. A. III. Bj. 1938: über 1 300 000. — Anzeigenpreise nach Preisliste 6 v. 15. 12. 38. — Anzeigenleiter: Herbert Godorff, Berlin-Südende; verantwortlich für den Inhalt der Anzeigen: Arno Sauer, Berlin-Galeense. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgeschickt werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Deutscher Verlag, Berlin SW 68, Kochstraße 22-26. Jahres-Abonnementspreis für P.S.M. einschl. Porto RM. 18,20. Registro argentino Nr. 48 389. — Printed in Germany. — Entered as second class matter Postoffice New York N. Y.